

Studienwoche
Rom 2017

Inhalt

Programm der Studienwoche in Rom	1
Tag 1: Kloster Sant'Isidoro	2
Heilende Bilder	3
Interview Magazin Gehirn und Geist mit Alva Noë: «Wir suchen an der falschen Stelle»	5
Tag 2: Museo Laboratorio della Mente	10
Das italienische Gesundheitssystem	11
Interview NZZ mit Allen Frances: «Wir machen aus der Kindheit eine Krankheit»	13
Tag 3: Tarotgarten Niki de Saint Phalle	18
Kunst und die Kraft der inneren Bilder	19
Niki de Saint Phalle	21
Il Giardino dei Tarocchi	23
Die 22 Arkana von Tarotkarten	26
Tag 4: Internationalisierung und interkulturelles Lernen	30
Besuch der Partneruniversität Roma Tre	31
Interview NZZ am Sonntag mit Drew Faust: «Was nützt mir Literatur? – Sehr viel»	32
Eigene Notizen	35

Viele gute Gründe, nach Rom zu fahren

Warum ist es sinnvoll, sich gerade in Rom mit Fragen zu den Menschenbildern in der Psychologie zu beschäftigen? Menschenbilder sind zentral für Theorie und Praxis der Angewandten Psychologie. Sie bestimmen Beschreibungen, Erklärungen, Prognosen und Interventionen – auch dann, wenn sie gar nicht explizit benannt werden. Menschenbilder beeinflussen aber auch unser eigenes Handeln. Genauso wie in den Grundlagen der Psychologie sind sie auch in unserem eigenen Handeln oft vage, schwer zu fassen und unreflektiert. An unserem Departement stellen wir die Angewandte Psychologie in den Dienst der Menschenwürde, der Selbstbestimmung und der Freiheit des Menschen. Aber was bedeutet das konkret? Sind Menschen frei? Wann ist eine Intervention gerechtfertigt, die Freiheit der Menschen einschränkt?

Ganz allgemein verbindet sich mit der Frage nach dem eigenen Menschenbild die Frage, was den Menschen «im Kern» ausmacht. Daraus leitet sich auch ab, was wir für unsere Klientinnen und Klienten erreichen möchten. Weltgesundheitsorganisation und die Europäische Union wollen die psychische Gesundheit der Bevölkerung nachhaltig fördern. Ihre Strategie orientiert sich an Werten wie Psychisches Wohlbefinden und Chancengleichheit, Solidarität oder das Recht auf Partizipation. Macht das den Menschen aus und was davon ist mir persönlich besonders wichtig?

Die gesellschaftlichen Diskussionen, die wissenschaftliche Psychologie und unser eigenes Denken sind von den christlich-jüdischen Traditionen beeinflusst. Die Wurzeln reichen noch weiter zurück bis in die frühe Antike. Rom ist die Stadt, in der die Wurzeln dieser Menschenbilder, aber auch die gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen, mit all ihren Brüchen deutlich werden. Ein guter Grund, nach Rom zu fahren!



Prof. Dr. Christoph Steinebach

Direktor Departement Angewandte Psychologie der ZHAW

Menschen und Bilder

Eine Reflexionsreise in Rom

Die Auseinandersetzung mit Nachbardisziplinen wie Neurobiologie, Philosophie, Religion, Kunst und die Frage nach deren Bedeutung für die angewandte Psychologie veranlasste uns, Psychologie-Studierenden einen Reflexionsraum ausserhalb ihres Studienalltags zu ermöglichen.

In der Studienwoche in Rom möchten wir untersuchen, wie Erkenntnisse zustande kommen und wie der Prozess des Erkenntnisgewinns unser Weltbild, unser Menschenbild beeinflusst. In dem Zusammenhang wollen wir auch erforschen, wie uns Gesellschaft, Kultur und Religion prägen. Es geht auch darum, uns bewusst zu werden, wie komplex und vielfältig die Aufgabe von Psychologen/-innen ist. Komplex auch deshalb, da es uns immer ein Anliegen sein sollte, den Menschen in seinen Wandlungsprozessen, in seiner Vielfalt zu erfassen. Der Prozess des Verstehens ist ein Vorgang, der nie ganz abgeschlossen ist.

Wir sind im Alltag häufig mit Fragen konfrontiert: Was macht uns zum Menschen? In welchem Verhältnis stehen Individuum und Gesellschaft zueinander? Eine Gesellschaft ist unter anderem durch Regeln und Gesetze definiert. Im geordneten Zusammenleben gibt es jedoch Ausnahmen, Sprengungen der Ordnung, es entsteht Unordnung. Kunst kann dabei eine Ausdrucksform sein. Durch die Hügellandschaft der Maremma Toscana spazierend treffen wir im Tarotgarten von Niki de Saint Phalle auf eine Kunst im Sinne einer biografischen Verarbeitung. Konfrontiert mit der Geschichte einer der repräsentativsten Künstlerinnen unserer Zeit befassen wir uns mit Fragen wie: Was macht die Kunst so wichtig für den Menschen? Wie wirkt Kunst auf uns? Warum wirkt sie? Auf diese und andere Fragen versuchen wir an weiteren inspirierenden Orten Antworten zu finden.

Jede Kultur und jede Gesellschaft hat ihre Schattenseiten. So beschäftigen wir uns im Museo Laboratorio della Mente mit den Abgründen der Menschen. Im Laufe der Geschichte definierte die Gesellschaft

das seelische Leiden immer wieder neu. Schliesslich wurde in Rom nach der Reform in den siebziger Jahren das grösste und letzte «Irrenhaus» Europas geschlossen. Ungefähr 5000 seelisch leidende Menschen waren hier lebenslänglich eingesperrt: unschuldige Waisenkinder, Prostituierte, Randständige. Die meisten von ihnen erhielten die Diagnose Schizophrenie.

Wie die psychologische Versorgung in Italien ohne psychiatrische Kliniken funktioniert und was die Gesellschaft heute unter dem Begriff einer menschenwürdigen seelischen Versorgung versteht, erläutert Dottore Martelli, Direktor des Museo della Mente. Im Anschluss diskutieren wir diese Fragen aus verschiedenen Blickwinkeln. Weiterer Schwerpunkt der Studienwoche ist der Besuch der Uni RomaTre und der Austausch mit italienischen Studierenden.

Schliesslich bietet uns das Franziskaner Kloster Sant'Isidoro den besinnlichen Rahmen, um über Spiritualität und Psychologie zu reflektieren: Was ist darunter zu verstehen? Welcher Platz hat Spiritualität heute in unserer Gesellschaft? Welche Menschenbilder sind darin enthalten? Vor allem aber wollen wir uns dem eigenen Menschenbild annähern. Professor/Pater Albert Schmucki unterstützt uns beim Erforschen und Diskutieren.

Rom ist die Wiege unserer Kultur. Wir könnten nicht besser eingebettet sein, um über unseren beruflichen Werdegang, über unsere Identität als Psychologen/-innen nachzudenken. Ich lade Sie herzlich ein zu dieser Reflexionsreise und freue mich auf eine rege Teilnahme. Vi aspetto



Anna Sieber-Ratti, lic.phil.
Leiterin Studienwoche

Menschenbild von Psychologie-Studierenden

Abstract der Bachelorarbeit von Myriam Jost und Corinne Bisang

Die Auseinandersetzung mit dem persönlichen Menschenbild im Psychologiestudium mit Blick auf die spätere Berufspraxis wird in der Literatur als immanent beschrieben. Dieser Forderung gegenüber steht jedoch der noch wenig erforschte Gegenstand des Menschenbildes bei Psychologiestudierenden.

Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, das Menschenbild von Psychologiestudierenden an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften mit Hilfe eines qualitativen Ansatzes zu explorieren und damit die Basis zur Entwicklung eines weiterführenden Instruments zur Erfassung des eigenen Menschenbildes im Rahmen des Psychologiestudiums der ZHAW zu schaffen. Im Mittelpunkt dieser Arbeit steht die Frage, wie sich die Studierenden hinsichtlich ihres Menschenbildes zu acht vorab ausgewählten Themenbereichen äussern: Leib-Seele, Bewusstsein, Willensfreiheit, Gut und Böse, Gesundheit und Krankheit, Bindung und Individualismus, Sinnfragen, Religiosität und Spiritualität.

Die einzelnen Themenbereiche wurden mittels fünfzehn halbstandardisierten Leitfadeninterviews erschlossen. Die daraus gewonnenen Angaben wurden anhand einer induktiv geleiteten qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Übergreifend wurden zudem die angegebene Relevanz der einzelnen Themenbereiche für die Entwicklung eines weiterführenden Instruments sowie mögliche noch zu ergänzende Aspekte bewertet.

Die Ergebnisse zeigen, dass das Menschenbild der Psychologie-Studierenden von einer ganzheitlichen Perspektive geprägt ist. Aktuelle neurowissenschaftliche Erkenntnisse werden von den Studierenden als zu reduktionistisch und für eine angewandte Berufspraxis als nicht alleinig relevant kritisiert. Laut den Studienteilnehmern stehen das subjektive Fühlen und Erleben im Zentrum ihres Menschenbildes. Sie orientieren sich damit an einer angewandten und praxisorientierten Herangehensweise der Psychologie. Die Thematisierung von möglichen interindividuellen Gemeinsamkeiten sowie Aspekte der Toleranz werden als Vorschläge genannt, die von den Themenbereichen der vorliegenden Arbeit noch nicht abschliessend abgedeckt werden konnten.

Programm der Studienwoche in Rom

Dienstag, 25. April 2017	Besuch des Klosters Sant'Isidoro
Heilende Bilder	09:30 Treffpunkt «Convento dei Cappuccini» (Via Veneto 21) Begrüssung durch Pater Albert Shmucki <ul style="list-style-type: none"> • Führung durch das Kloster Sant'Isidoro • Input zum Thema heilende Bilder • Gruppenarbeit 12:00 Organisiertes Mittagessen 15:00 Tavola rotonda 19:30 Abendessen
Mittwoch, 26. April 2017	Besuch des Museo Laboratorio della Mente
Stigmatisierende Bilder – Das italienische Gesundheitssystem	10:30 Treffpunkt Museo Laboratorio della Mente (Laboratorio della Mente, Quartiere Monte Mario, Piazza Santa Maria della Pietà 5) 12:00 Führung durch das Museum <ul style="list-style-type: none"> • Referat von Dr. Martelli & Dr. Huber mit anschliessender Diskussion • Gemeinsames Mittagessen • Reflexion und Diskussion zum Thema 17:30 Freier Abend
Donnerstag, 27. April 2017	Besuch des Tarotgartens Niki de Saint Phalle in Capalbio
Kunst und die Kraft der inneren Bilder	12:00 Treffpunkt «Convento dei Cappuccini» (Via Veneto 21) 12:30 Gemeinsame Fahrt nach Capalbio 13:00 <ul style="list-style-type: none"> • Input zum Tarot-Garten durch Anna Sieber-Ratti • Besuch des Tarotgartens • Mittagessen organisiert (Sandwich) 17:00 <ul style="list-style-type: none"> • Fahrt ans Meer, Spaziergang, Schloss von Santa Severa • Abendessen im Restaurant Santa Severa 23:00 Rückfahrt
Freitag, 28. April 2017	Besuch der Partneruniversität Roma Tre
Internationalisierung und interkulturelles Lernen	11:00 Besuch der Roma Tre (Piazza della Repubblica n. 10) <ul style="list-style-type: none"> • Input von Prof. Stefano Mastandrea über die Wirkung der Kunst auf die Seele 13:00 Gemeinsames Mittagessen 15:30 Besuch Instituto Svizzero, Villa Maraini (Via Ludovisi 48) 16:30 Reflexion: Was nehmen wir mit? 17:30 Abschluss

Tag 1: Kloster Sant'Isidoro



«Ich leb und waiß nit wie
lang, ich stirb und waiß nit
wann, ich far und waiß nit
wahin, mich wundert das
ich [so] frölich bin.»

Gedicht von Magister Martinus von Biberach
zugeschrieben (15. Jh.).

Heilende Bilder

«Ich leb und waiß nit wie lang, ich stirb und waiß nit wann, ich far und waiß nit wahin, mich wundert das ich frölich bin». Magister Martinus von Biberach zugeschrieben (15. Jh.)

! Lesen Sie bitte «Sonnengesang oder Lob der Schöpfung» von Franz von Assisi:

CANTICUM FRATRIS SOLIS VEL LAUDES CREATURARUM (altitalienisch)

Incipiunt laudes creaturarum quas fecit beatus
Franciscus
ad laudem et honorem Dei cum esset infirmus apud
sanctum Damianum

Altissimu onnipotente bon signore,
tueso le laude la gloria e l'honore et onne benedictione.
Ad te solo, altissimo, se konfano,
et nullu homo ene dignu te mentovare.

Laudato si, mi signore, cun tucte le tue creature,
spetialmente messor lo frate sole,
lo qual'è iorno, et allumini noi per loi.
Et ellu è bellu e radiante cun grande splendore,
de te, altissimo, porta significatione.

Laudato si, mi signore, per sora luna e le stelle,
in celu l'ài formate clarite et pretiose et belle.

Laudato si, mi signore, per frate vento,
et per aere et nubilo et sereno et onne tempo,
per lo quale a le tue creature dai sustentamento.

Laudato si, mi signore, per sor aqua,
la quale è multo utile et humile et pretiosa et casta.

Laudato si, mi signore, per frate focu,
per lo quale enn'allumini la nocte,
ed ello è bello et iocundo et robustoso et forte.

Laudato si, mi signore, per sora nostra matre terra,
la quale ne sustenta et governa,
et produce diversi fructi con coloriti flori et herba.

Laudato si, mi signore, per quelli ke perdonano per
lo tuo amore,
et sostengo infirmitate et tribulatione.
Beati quelli ke 'l sosterrano in pace,
ka da te, altissimo, sirano incoronati.

Laudato si, mi signore, per sora nostra morte
corporale,
da la quale nullu homo vivente pò skappare.
Guai ac quelli, ke morrano ne le peccata mortali:
beati quelli ke trovarà ne le tue sanctissime voluntati,
ka la morte secunda nol farra male.

Laudate et benedicete mi signore,
et rengratiate et serviateli cum grande humilitate.

Sonnengesang oder Lob der Schöpfung (Übersetzung)

Es beginnt das Lob der Schöpfung, das der selige Franziskus zu Lob und Ehre Gottes dichtete, als er krank bei St. Damianus lag
Höchster, allmächtiger, guter Herr, dein sind der Lobpreis, die Herrlichkeit und Ehre und jeglicher Segen. Dir allein, Höchster, gebühren sie, und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.

Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen, zumal dem Herrn Bruder Sonne;
er ist der Tag, und du spendest uns das Licht durch ihn. Und schön ist er und strahlend in großem Glanz, dein Sinnbild, o Höchster.

Gelobt seist du, mein Herr, durch Schwester Mond und die Sterne;
am Himmel hast du sie gebildet, hell leuchtend und kostbar und schön.

Gelobt seist du, mein Herr, durch Bruder Wind und durch Luft und Wolken und heiteren Himmel und jegliches Wetter,
durch das du deinen Geschöpfen den Unterhalt gibst.

Gelobt seist du, mein Herr, durch Schwester Wasser, gar nützlich ist es und demütig und kostbar und keusch.

Gelobt seist du, mein Herr, durch Bruder Feuer, durch das du die Nacht erleuchtest;
und schön ist es und liebenswürdig und kraftvoll und stark.

Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, Mutter Erde, die uns ernähret und lenkt (trägt) und vielfältige Früchte hervorbringt und bunte Blumen und Kräuter.

Gelobt seist du, mein Herr, durch jene, die verzeihen um deiner Liebe willen und Krankheit ertragen und Drangsal.

Selig jene, die solches ertragen in Frieden, denn von dir, Höchster, werden sie gekrönt werden.

Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester, den leiblichen Tod; ihm kann kein lebender Mensch entrinnen.

Wehe jenen, die in schwerer Sünde sterben. Selig jene, die sich in deinem heiligsten Willen finden, denn der zweite Tod wird ihnen kein Leid antun.

Lobt und preist meinen Herrn
und sagt ihm Dank und dient ihm mit großer Demut.

⇒ Welches Menschenbild ist im Lied enthalten?

⇒ Beantworten Sie die Fragen im ANHANG IV.



«Wir suchen an der falschen Stelle»

Magazin Gehirn und Geist (Spektrum): Interview vom 11. September 2015 mit Alva Noë



Foto: Peter Dobej

Bewusstsein entsteht im Kopf – ist doch klar! Irrtum, sagt der Philosoph Noë. Er hält den verbreiteten Neurozentrismus für einen folgenschweren Fehler: Bewusstsein sei zwar auf Hirnprozesse angewiesen, gehe aber weit darüber hinaus.

Moses Hall liegt etwas versteckt hinter alten Bäumen, nur einen Steinwurf vom Campanile entfernt, dem Wahrzeichen der 1868 gegründeten Berkeley University. Das Gebäude wurde nicht nach der biblischen Gestalt benannt, sondern nach Bernard Moses (1846–1930), dem ersten Geschichtspräsidenten der kalifornischen Eliteuniversität. Die Sandsteinfassade wirkt trutzig mit ihren Zinnen und schmalen Fenstern. Hier gehen Berkeleys Philosophen ihrer Denkarbeit nach. Unter ihnen der 50-jährige Alva Noë. Auf den schmalen Fluren ist von der Mittagshitze draußen wenig zu spüren. Ich streife von Tür zu Tür, auf der Suche nach Raum 130, Noës Büro. Er hatte mir angeboten, wir könnten das Gespräch auch auf Deutsch führen. Seine Frau stammt aus Österreich, die beiden Kinder erzieht das Paar zweisprachig. Zudem hat Noë als Stipendiat am Wissenschaftskolleg in Berlin einen Großteil des Buchs geschrieben, über dessen Thesen ich mit ihm sprechen will. «Du bist nicht dein Gehirn» übersetzte der

deutsche Verlag den Originaltitel «Out of our Heads» grosszügig. In Noës spärlich eingerichtetem Büro nehme ich auf einem orangeroten Sofa gegenüber dem Schreibtisch Platz. Gemeinsam beschliessen wir, uns der Einfachheit halber doch auf Englisch zu unterhalten.

Professor Noë, bevor Sie 2003 hierher nach Berkeley kamen, lehrten Sie einige Jahre in Santa Cruz – einem Küstenort, der für seine Surfkultur bekannt ist. Surfen Sie selbst?

Ja, ich komme nur leider selten dazu. Surfen hat in Santa Cruz eine lange Tradition – es war einer der ersten Orte außerhalb von Hawaii, wo sich jemand auf ein Brett stellte, um Wellen zu reiten. Ich kam mit Anfang dreißig dorthin und hatte noch nie gesurft. Als mich Freunde mitnahmen, war ich sofort begeistert. Warum fragen Sie?

Weil ich mir vorstellen kann, dass Ihre Art, über Gehirn und Bewusstsein nachzudenken, vom Surfen beeinflusst wurde.

Hm, interessant. Beim Surfen muss man das Meer genau lesen. Anders als beim Skifahren verändert sich das Medium, auf dem man sich bewegt, ja permanent. Man muss hellwach sein, das Wasser beobachten und die eigenen Bewegungen ständig darauf abstimmen. Und in seltenen Glücksmomenten macht man dann die Erfahrung, wie das alles miteinander verschmilzt.

Ist Ihre Bewusstseinstheorie davon inspiriert?

Das wäre zu viel gesagt. Aber tatsächlich habe ich einige dieser Gedanken damals in Santa Cruz entwickelt. Meine Kernthese lautet: Bewusstsein ist nicht wie Verdauung – ein Prozess, der sich in einem Körperteil vollzieht –, sondern eher wie Tanzen. Oder Surfen. Es ist eine besondere Art, mit der Umwelt zu interagieren.

Sie gehen so weit zu behaupten, dass Bewusstsein nicht im Gehirn entsteht. Wo sonst?

Ich glaube, es liegt ein tiefes Missverständnis darin zu glauben, es müsse einen bestimmten Ort geben, wo Bewusstsein entsteht oder geschieht. Es geht nicht darum, ob es im Kopf oder außerhalb stattfindet – Bewusstsein ist eine Leistung, die das ganze Tier, die ganze Person im Wechselspiel mit der Umwelt erbringt. Natürlich brauchen wir unser Gehirn, um etwas bewusst zu erleben. Doch Neurone allein genügen dafür nicht. Das kann man sich einfach herleiten, indem man etwa fragt: Ist eine einzelne Nervenzelle zu Bewusstsein fähig? Wohl kaum. Zwei Zellen? Auch nicht. 100 oder 10 000? Nein, selbst Ensembles von einigen Millionen Zellen «machen» noch kein Bewusstsein, etwa indem sie eine bestimmte Repräsentation der Welt irgendwie «eintönen». Genau so stellen sich Hirnforscher das aber meistens vor.

Warum ist die richtige Verortung des Bewusstseins überhaupt so wichtig?

Dafür gibt es vor allem zwei Gründe. Erstens hat die Neurowissenschaft beim Versuch, Bewusstsein zu erklären, bislang kläglich versagt. Wir wissen zwar enorm viel darüber, wie das Gehirn arbeitet, aber eine Erklärung für Bewusstsein hat immer noch niemand. Mein Verdacht ist: Wir suchen an der falschen Stelle! Hier kommt der zweite Grund ins Spiel. Viele Hirnforscher verfallen noch heute einer alten Ideologie, dem cartesianischen Denken. Es besagt, dass Ich und Bewusstsein innere Prozesse seien, etwas, das in mir passiert, ohne direkte Verbindung zur Aussenwelt. Man betont zwar allenthalben, Descartes' Trennung von Geist und Materie – von «res cogitans» und «res extensa» – sei falsch. In der konkreten Forschungspraxis lebt dieser Mythos jedoch fort. Ich halte es für kurzsichtig, die Grundlagen von Bewusstsein allein im Gehirn zu suchen. Das ist die Quelle vieler Irrtümer. Wir sollten besser betrachten, wie das Gehirn in die Welt und die Interaktion mit ihr eingebunden ist.

Sie sprechen von «enacted cognition» – «verkörpertem Denken». Was bedeutet das?

Dieses Konzept hat eine lange Geschichte, die bereits in der Phänomenologie Edmund Husserls und Mau-

rice Merleau-Pontys wurzelt. Ich entwickelte eine Variante davon mit meiner verstorbenen Kollegin Susan Hurley. Wir begannen bei der Überlegung, dass es unmöglich ist, bestimmten Strukturen oder Vorgängen im Gehirn Bewusstsein zuzuschreiben. Forscher, die das versuchen, wie etwa Christof Koch, der den «neuronalen Korrelaten» nachspürt, werden nie fündig werden. Wir müssen Bewusstsein auf einer anderen Ebene betrachten, nämlich als eine besondere Art, wie die Person in ihre physikalische und soziale Umwelt eingebunden ist. Ich glaube, es gibt kein Bewusstsein ohne Handeln! Bewegung, Wahrnehmung und Welterfahrung verschmelzen dabei.

Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Nehmen wir einen einfachen Fall, das Sehen. Früher glaubte man, die Fotorezeptoren im Auge senden Signale ans Gehirn und dieses rekonstruiert daraus unser Bild der Welt. Tatsächlich aber, das belegen zahlreiche Studien, bewegen sich die Augen und unser Körper ständig – und das ist zwingend notwendig, damit uns die Welt erscheint! Ein Bild, das vollkommen still steht, verblasst augenblicklich, weil die lichtempfindlichen Zellen sehr schnell adaptieren. Mit anderen Worten: Wahrnehmen heisst agieren, es heisst, sich in der Welt bewegen.

Selbst wenn wir in die Welt eingebunden sind, warum sollte das Gehirn nicht der Hort unserer bewussten Wahrnehmung sein?

Dahinter steckt die Vorstellung, es gebe interne Repräsentationen. Das ist eine tückische, implizite Annahme, die viele Hirnforscher in Denkfallen tappen lässt. Die Rede von den Repräsentationen setzt einen wie auch immer gearteten Betrachter voraus, der diese inneren Bilder anschaut – den so genannten Homunkulus. Doch den gibt es nicht; es steckt eben niemand in unserem Kopf, der sich des Gehirns wie eines Werkzeugs bedient. Die mit dieser Idee verbundenen Irrtümer sind alt. Schon Leonardo da Vinci grübelte darüber, warum wir die Welt aufrecht sehen, obwohl das Bild auf der Retina auf dem Kopf steht. Doch dieses Retinabild existiert ja in Wahrheit nicht. Es gibt keine solche Repräsentation, die das Gehirn erst aufbaut, um sie anschliessend zu dechiffrieren.

Wir übersehen dabei, dass Bewusstsein ein dynamischer, interaktiver Prozess ist. Solange man nur Gehirne untersucht, bekommt man ihn nicht zu fassen.

Aber ohne Gehirn ist auch kein Bewusstsein vorstellbar.

Sicher, Hirnprozesse sind notwendig, aber nicht hinreichend. Ich bestreite keineswegs, dass Bewusstsein eine biologische Grundlage hat und eng mit dem Gehirn verknüpft ist. Die Frage ist nur, wie diese biologische Grundlage auszusehen hat. Viele Neuroforscher folgen der Devise: Wenn dies oder das im Gehirn passiert, ist die Person in dem Moment bewusst. Diesen Ansatz halte ich für falsch. Bewusstsein ist keine Eigenschaft neuronaler Zustände, sondern das Wechselspiel zwischen Gehirn, Körper und Welt. Dass die von uns wahrgenommene Welt nur ein Produkt neuronaler Berechnungen ist, glauben Sie folglich auch nicht? Zunächst einmal widerspricht das unserem subjektiven Eindruck. Ich sehe und spüre kein «Abbild» der Welt, sondern die Dinge liegen offen vor mir, unmittelbar zugänglich. Dieser Tisch, die Tasse, das Bücherregal, Sie – dass alles erscheint nicht konstruiert oder irgendwie durch eine Scheibe von mir getrennt. Gut, mag man einwenden, der Eindruck kann trügen. Wer aber einen neuronalen Mechanismus annimmt, der die Welt erst in erlebbare Form bringt, der setzt eine Instanz voraus, die das Illusionstheater des Gehirns wie auf einem Bildschirm betrachtet. Neurokonstruktivismus gründet auf der Fiktion des Homunkulus, der in unserem Kopf haust. Tatsächlich aber sind wir in der Welt und ein Teil von ihr.

Das klingt schon fast mystisch.

Ich gebe zu, der Gedanke mag ungewohnt sein. Die Vorstellung, es gebe innere Repräsentationen und einen Homunkulus, ist uns schon zu geläufig. Das bedeutet allerdings nicht, dass sie auch richtig sein muss. Wir sollten uns von ihr verabschieden, denn sie verwirrt eher, als dass sie uns weiterhilft.

Kommt es bei alledem nicht sehr darauf an, wie man Bewusstsein definiert?

Das ist richtig – wir neigen dazu, von dem Bewusstsein zu sprechen, meinen aber oft ganz Verschiedenes. Visuelle Aufmerksamkeit für bestimmte Reize ist

etwas anderes als das Gefühl, ein stabiles Ich zu sein. Doch das Versagen der Hirnforschung, Bewusstsein zu beschreiben, geschweige denn es zu erklären, ist grundlegend: Niemand kann allein anhand der Hirnaktivität aufzeigen, ob wir einen Reiz bewusst wahrnehmen oder nicht – und auch nicht, wie das Ich zu Stande kommt.

Und wenn das mit verfeinerten bildgebenden Verfahren eines Tages doch möglich werden sollte?

Dann handelte es sich zunächst immer noch um bloße Anzeichen von Bewusstsein, um Korrelationen – nicht um das Bewusstsein selbst. Ähnlich wie Rauch, der einen Brand anzeigt, aber nicht mit ihm identisch ist.

Kann man Ihre Bewusstseinstheorie als phänomenologisch bezeichnen?

Zumindest gibt es in der Philosophiegeschichte eine Reihe von Vorläufern, die ebenfalls zu dem Schluss kamen: Die Welt erscheint uns, indem wir in ihr agieren. Der französische Philosoph Maurice Merleau-Ponty fasste das in dem schönen Satz zusammen: «Wir sind leere Gefässe, der Welt zugewandt.»

Soll das heissen, unser Denkapparat besitzt keine evolutionäre oder kulturelle Voreinstellungen?

Nein, so ist das nicht gemeint. Dass die Welt unmittelbar gegeben ist, bedeutet nicht, dass wir sie in jedem Fall adäquat wahrnehmen. Natürlich gibt es Täuschungen, Illusionen und verzerrte Urteile. Aber sie sind das Resultat einer missglückten Interaktion mit der Welt, kein neuronal bedingtes Schicksal.

Wie reagieren Neurowissenschaftler auf Ihre Thesen? Konnten Sie eine Debatte anstossen?

Die Embodiment-Theorie hat in den letzten Jahren grossen Zuspruch erfahren. Allerdings erweisen sich manche Hirnforscher als erstaunlich stur. Sie sagen sich wohl, lasst die Philosophen nur reden, wir machen unsere Arbeit, und wir wissen selbst am besten, wie das geht. Ich will mir auch gar nicht anmaßen, ihnen in ihre Experimente hineinzureden. Trotzdem sind viele Schlussfolgerungen, die sie ziehen, aus philosophischer Sicht problematisch. Dazu kommt es meist dann, wenn man implizite Voraussetzungen nicht genügend bedenkt.

Man kann eben nicht einerseits den Homunkulus für tot erklären und ihn andererseits durch die Hintertür immer wieder hereinlassen. Noch mal: Es gibt keine Instanz im Gehirn, die sich neuronaler Prozesse wie einer Art Werkzeug bedient.

Ist das Verhältnis von Philosophen und Hirnforschern eines der gegenseitigen Kontrolle?

Neurowissenschaftler setzen vieles als gegeben voraus, das keineswegs selbstverständlich ist. Ich glaube, sie sind auf eine Philosophie angewiesen, die ihre Begriffe und Konzepte zurechtrückt. Insofern: Ja, es ist eine unserer Aufgaben, Naturwissenschaftlern auf die Finger – oder besser: auf den Mund zu schauen.

Angenommen, Forscher würden sich Ihre Ansicht zu eigen machen: Würden sie dann wirklich anders arbeiten oder nur anders über das Gehirn reden?

Es geht um mehr als um Worte. Die Fallstricke der Hirnforschung werden überall da sichtbar, wo man allein auf Prozesse im Gehirn als Grundlage von Denken, Fühlen, Erleben oder Lernen verweist. Nehmen wir die Wirkung von Kunst, ein Thema, mit dem ich mich in letzter Zeit intensiv beschäftige. «Kunst sein» ist keine Eigenschaft von Dingen und unserer Wahrnehmung. Kunst macht sich daran fest, wie wir mit bestimmten Objekten – ob real oder geistig – umgehen, in welchen Kontext wir sie stellen. Kunst ist nichts, was ich passiv betrachten kann, ich muss etwas machen.

Sind Sie selbst künstlerisch tätig?

Ich habe zum Beispiel in Deutschland mit Tanzkompanien zusammengearbeitet und an einigen Choreografien mitgewirkt. Mich fasziniert die Parallele zwischen Tanz und Bewusstsein und wie man sie auf der Bühne umsetzen kann. Zurzeit schreibe ich ausserdem an einem Buch über Kunst und das Gehirn, das im nächsten Jahr erscheint. Ich glaube, die künstlerische Auseinandersetzung mit der Welt ist ein Paradebeispiel dafür, wie Bewusstsein funktioniert.

Das Interview führte Gehirn und Geist-Redakteur Steve Ayan.

Alva Noë wurde 1964 in New York geboren, studierte Philosophie in Oxford (Grossbritannien) und promovierte 1995 an der Harvard University in Cambridge (USA) über Ludwig Wittgenstein. Noë war wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Daniel Dennett, Direktor am Zentrum für Kognitionswissenschaften der Tufts University, bevor er 1996 zum Professor für Philosophie an die University of California in Santa Cruz berufen wurde. 2003 wechselte er nach Berkeley, wo er bis heute lehrt und forscht.

Tag 2: Museo Laboratorio della Mente



«Da vicino
nessuno
e normale.»

Das italienische Gesundheitssystem

«Health is a state of complete physical, mental and social wellbeing and not merely the absence of disease or infirmity.» WHO

! Lesen Sie den folgenden Text von Daniel Hell (Auszug aus «Die Wiederkehr der Seele»).

Selbstverletzung gegen Fremdbestimmung in extremis

Ein solches nur scheinbar masochistisches Ringen hat der Dichter Georges-Arthur Goldschmidt autobiografisch im Essay «Der bestrafte Narziss» in eindrücklichen Worten geschildert. Als jüdisches Kind in einem französischen Kinderheim in den Savoyer Alpen untergebracht, um vor den Nationalsozialisten geschützt zu sein, wurde er von seinen Rettern beschämt und malträtiert. In dieser Situation hat der heranwachsende Georges-Arthur die Entdeckung gemacht, dass er trotz aller äusseren Widerstände und Verletzungen zu sich selbst finden kann, wenn er sich selber Schmerz zufügt. Goldschmidt sieht einen Zusammenhang zwischen körperlichem Empfinden und Selbstsein.

Es sind Kummer und Schmerzen, die Menschen spüren lassen, dass sie immer noch sind.

Nach anderen Berichten sollen Amerikaner, die in Asien in Kriegsgefangenenlagern der raffiniertesten Gehirnwäsche ausgeliefert waren, sich selbst Schmerzen zugefügt haben, um sich in der Selbstentfremdung durch Tortur und Hirnwäsche an sich selbst zu erinnern. Unter den schwarzen amerikanischen Gefangenen in den koreanischen Lagern entstand ein «Klub vom Goldenen Kreuz», dessen Mitglieder sich selbst das linke Ohr durchlöcherten, um im Schmerz der eiternden Wunde ihrer selbst inne zu bleiben und sich nicht den Aussenbezirken ihrer Seele zu überlassen, in die der Feind mit seiner Gehirnwäsche schon eingedrungen war. Extreme Bedrohungen rufen nach extremen Abwehrformen. So paradox und absurd es erscheinen mag:

Selbstzugefügte Leiden wurde von Menschen verschiedenster Kulturen immer wieder als Schutz und Abwehrmittel gegen extreme Bedrohungen eingesetzt. Hier macht die frühe Kirchengeschichte (mit leidvoller Askese in Zeiten der Verfolgung) ebenso wenig eine Ausnahme wie das Mittelalter (mit den Flagellantenzügen, d. h. dem massenhaften Auftreten von Selbstgeisselungen zu Zeiten der Pest) oder unsere Spätmoderne (mit dem säkularisierten Wiederauftreten schmerzhafter Riten wie der Tätowierung und dem Piercing oder dem Neuauftreten selbstgewählten Leidens bei Extremsportarten).

Leiden

Angesichts solcher Zeugnisse und der Tatsache, dass das Leiden zur **conditio humana** gehört, ist es auffällig, dass die grosse Mehrheit der medizinischen Lehrbücher zum Stichwort «Leiden» kaum einen Hinweis gibt. Die meisten Werke sparen das Wort «Leiden» in ihren Sachwortregistern aus. Stattdessen findet sich eine riesige Zahl von psychopathologischen Begriffen. Auf diese Weise scheint sich das persönliche Leiden in krankhafte Symptome aufzulösen, die keinen Sinn in sich tragen, sondern nur Zeugnis einer Pathologie ablegen, die es zu behandeln gilt. Die verbreitete (und von der WHO geförderte) Umformung des persönlichen Leidens in Krankheitssymptome dürfte auch damit zu tun haben, dass die moderne Medizin sich einer Perspektive von aussen verschrieben hat und dem Phänomen des Leidens als Erleben aus erster Hand, aus der sogenannten Perspektive der ersten Person, hilflos oder abwehrend gegenübersteht.

In einer solchen Aussenperspektive stellt sich nicht mehr die Frage, wozu Leiden allenfalls verhelfen kann, sondern nur die Frage, warum als krank beurteilte Symptome aufgetreten sind und wie sie sich beseitigen lassen.

Mit-Leid

Leiden ist aber nicht nur eine individuelle Herausforderung, die über ein krankhaftes Phänomen hinausgeht. Es ist nicht nur Zeichen einer Widerständigkeit des Subjekts und potenzieller Ausgangspunkt einer persönlichen Entwicklung bzw. einer individuellen Gegenbewegung, die sich den Folgen sozialer und körperlicher Missstände stellt. Leiden ist als Mitleiden und Mitgefühl auch zwischenmenschliche Antwort auf das Leiden anderer Menschen. Der französische Philosoph Emmanuel Lévinas, der zu Recht Mühe mit einer Positivierung des Leidens hatte, sah einzig im Leid als Mitleid eine mögliche Rechtfertigung des Leidens.

Tatsächlich kann wohl niemand die Berührung mit dem Leid vermeiden, ohne selbst gefühllos zu werden. Denn wenn sich ein Mensch an einen anderen bindet, begegnet er auch dem Schmerz der Vergänglichkeit. **Nur wer sich dem Mitmenschen versagt, entgeht auch dem Mit-Leiden.** Die Sozialwissenschaftlerin Marianne Gronemeyer (2003):

«Das Leiden kann nicht besiegt werden, aber das Bemühen, sich seiner zu entledigen, ist in einer Hinsicht höchst erfolgreich: Das Mit-Leid wird beseitigt.»

Wenn Leiden nur als krankhaft (genauer: als pathologisch) angesehen wird, ist die Anteilnahme am Leiden unsinnig, ja ebenfalls krankhaft. Es herrscht dann eine aseptische Weltsicht vor, eine ausschließliche Aussensicht, die jeden Sinnes beraubt ist. Paradoxerweise führt erst die mitfühlende Anteilnahme dazu, dem Leiden einen Sinn zuzuschreiben, nämlich den Sinn, das Leiden der Mitmenschen zu verringern. Ohne dieses Mit-Leid wird der Leidende zu einem Objekt der Besserung, zu einem fehlerhaft funktionierenden Organismus, der gemassregelt,

repariert oder mit instrumenteller Vernunft behandelt werden muss. Ein solches Menschenverständnis herrschte in der Psychiatrie und Medizin zur Zeit der **Eugenik** vor und führte zur Vernichtung «lebensunwerter Menschen».

Erst die eigene Erfahrung eines Leidens kann eine andere Person zu einem mitfühlenden Du machen, zu einem Mitmenschen, der auf das Leiden des Nächsten antwortet.

Goethe schrieb:

«Uns lehrt eigener Schmerz,
der anderen Schmerzen zu teilen.»

So setzt eine personale Antwort auf das Leiden eine Haltung voraus, die das Leiden nicht objektiviert, sondern aus erfahrener Not alles unternimmt, das Leiden einzudämmen – auch im Wissen darum, dass übermächtiges anhaltendes Leiden einen Menschen auslöschen kann. Rainer Maria Rilke fragt sich in den letzten Monaten seiner tödlichen Leukämieerkrankung:

«Wir, sind wir von einem bestimmten
Grade unsinniger Schmerzen an noch wir?»

☞ Im Text sind wichtige Aussagen farblich hervorgehoben. Sind Sie mit den Aussagen einverstanden? Wie lautet Ihre Meinung dazu?

☞ Beantworten Sie die Fragen im ANHANG II.



«Wir machen aus der Kindheit eine Krankheit»

NZZ: Interview vom 12. Januar 2014 mit Allen Frances

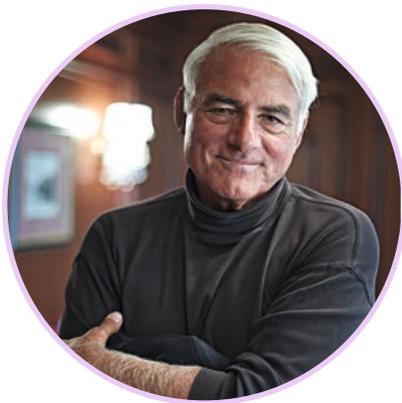


Foto: Werner Schuering / Imagetrust

Allen Frances war lange Jahre der wohl einflussreichste Psychiater in den USA. Nun hat er sich gegen seine Zunft gewandt: Die Diagnose und die Behandlung psychischer Störungen seien oft eine ineffiziente und unfaire Art, mit sozialen Problemen umzugehen.

Interview mit Patrick Imhasly und Theres Lüthi NZZ am Sonntag:

Im vergangenen Jahr haben in der Schweiz zwei Topmanager Suizid begangen: der CEO der Swisscom sowie der Finanzchef der Zurich-Versicherung. Ist der Druck in unserer Arbeitswelt zu gross?

Allen Frances: Suizid ist absolut unberechenbar. Was man weiss, ist, dass in bestimmten Regionen oder Ländern die Suizidraten mit Brüchen in der sozialen Struktur zu tun haben. Aufgrund des Suizids von zwei Managern würde ich mich aber nicht zur Aussage versteigen, dass der Druck auf diese Berufsgattung generell zu gross ist.

Burnout in der Arbeitswelt ist aber hierzulande ein Dauerthema – fast jeder kennt einen Betroffenen. Die Geschichte von psychiatrischen Diagnosen ist voll von Modeerscheinungen. Manche

von ihnen sind aus dem Nichts entstanden, haben sich wie Epidemien verbreitet und sind dann wieder verschwunden. Offensichtlich leiden in der Schweiz und in Deutschland viele Menschen unter einem Burnout. Aber stellen Sie sich vor, wie es den Jägern und Sammlern vor 100 000 Jahren erging – sie wussten nie, ob sie etwas zu essen finden oder selbst gefressen werden. Die Vorstellung, wonach unser heutiges Leben stressiger als alles ist, was unsere Vorfahren erlebten, scheint mir übertrieben. Es gab übrigens vor 150 Jahren eine andere Epidemie, die dem Burnout sehr ähnlich ist.

Welche?

Man nannte die Krankheit Neurasthenie. Man stellte sich damals vor, dass sie durch Energieverlust und eine Art Nervenschwäche ausgelöst wurde – als Reaktion auf die veränderten Lebensbedingungen im Zeitalter der Industrialisierung. Menschen, die es gewohnt waren, draussen zu arbeiten, mussten plötzlich in Fabriken stehen. Dieser Umstand soll bei ihnen – ähnlich wie beim Burnout – verschiedene körperliche Symptome ausgelöst haben. Die Neurasthenie verschwand, als Sigmund Freud aufkam.

Was können wir aus Aufstieg und Fall dieser vermeintlichen Krankheit lernen?

Wie stressig der Job von Managern und überhaupt Arbeitnehmern auch sein mag, man sollte diesen Stress nicht überbewerten im Vergleich zu dem, was unsere Vorfahren erlebt haben oder die Menschen in anderen Gegenden dieser Welt noch heute erleben. Denken Sie an die Menschen in Syrien oder im Irak: Wenn man in der entwickelten Welt über Burnout spricht, kommt das dem Luxus gleich, dass man sich nicht Gedanken darüber machen muss, noch am gleichen Tag getötet zu werden. In den USA haben wir unsere eigenen psychiatrischen Modeströmungen.

Welche?

Die Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS), Autismus, die posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) oder die bipolare Störung [früher bekannt als manisch-depressive Erkrankung, die Red.]. In den USA ist das DSM – ein Handbuch zur Diagnose psychischer Störungen – einflussreicher als in Europa. Die Amerikaner beschreiben psychische Nöte deshalb häufiger in der DSM-Sprache. Wer in Europa ein Burnout hat, dem würde in den USA wahrscheinlich eine klinische Depression diagnostiziert.

Unter welchen psychischen Störungen leiden denn die Asiaten?

In Korea und Japan haben 3 bis 5 Prozent der jungen Männer «Hikikomori». Dieses Phänomen setzt in der Adoleszenz ein und dauert oft bis zu einem Alter von dreissig. Die Betroffenen ziehen sich vollständig aus der Gesellschaft zurück. Sie sperren sich in ihrem Zimmer ein und spielen Tag und Nacht Computer games. Sie essen nur in ihrem Zimmer und brauchen einen Nachtopf, weil sie nicht einmal auf die Toilette gehen. Nach westlichen Massstäben leiden diese jungen Männer wahrscheinlich an einer Kombination von Sozialphobie und Internetsucht. Das Phänomen stellt ein grosses Problem für die öffentliche Gesundheit dar und entzieht der Wirtschaft wichtige Arbeitskräfte.

Warum spielen kulturelle Umstände in der psychiatrischen Diagnose eine dermassen wichtige Rolle?

Psychiatrische Störungen sind nicht einfache und klar definierte Krankheiten. Vielmehr handelt es sich bei ihnen um Konstrukte – um Versuche, bestimmte Verhaltensweisen zu erklären. Diese Konstrukte können mehr oder weniger nützlich sein, wenn es darum geht, den Verlauf einer Störung vorherzusagen oder eine Behandlung zu finden. Schizophrenie ist nicht eine Krankheit, es gibt Hunderte von Schizophrenien. Ebenso wenig ist Fresssucht eine Krankheit – es ist eine Art, in der manche Ärzte unkontrolliertes Essverhalten beschreiben. Entscheidend bei einer psychiatrischen Störung ist, welche Medikamente sich in klinischen Versuchen bei ihrer Behandlung als wirksam erweisen.

Sind denn alle Psychiater davon überzeugt, dass psychische Störungen im Grunde genommen keine Krankheiten, sondern Konstrukte darstellen?

Bei der Erarbeitung des DSM-4 im Jahr 1994, wo ich den Vorsitz der entsprechenden Arbeitsgruppe hatte, legten wir auf diesen Punkt grossen Wert. Seit etwa 15 Jahren glauben jedoch immer mehr Psychiater, es gebe einfache biologische Erklärungen für die meisten Störungen. Doch diese Sichtweise ist zu simpel.

Nicht nur in den USA, sondern auch in Europa wird bei immer mehr Kindern ADHS diagnostiziert – weshalb?

Diese Frage will ich Ihnen mit einer kürzlich veröffentlichten Studie beantworten. In Kanada untersuchte man eine Million Kinder. Es hat sich gezeigt, dass der beste Indikator für das Auftreten von ADHS ist, ob ein Kind im Januar oder Dezember geboren wurde [in Kanada gehen die Kinder eines Jahrgangs bis und mit Geburtsmonat Dezember in dieselbe Schulklasse, die Red.]. Das jüngste Kind in einer Klasse hat eine zweimal so hohe Wahrscheinlichkeit, die Diagnose ADHS und die Behandlung dagegen zu erhalten, wie das älteste Kind. Einzig weil es jünger ist. Wir machen aus der Kindheit eine Krankheit. Das führt mich zu einem weiteren wichtigen Punkt.

Nämlich?

Die Diagnose und die Behandlung einer psychischen Störung sind oft eine ineffiziente und unfaire Art, mit sozialen Problemen umzugehen. Wenn die Schulklassen zu gross sind, die Schulen Turnstunden abschaffen und die Kinder den ganzen Tag einsperren, dann erhalten die aktivsten und jüngsten unter ihnen die Diagnose ADHS, verbunden mit den entsprechenden Medikamenten. Die Pharmaindustrie macht damit einen Umsatz von fünf Milliarden Dollar. Mit diesem Geld würde man besser die Klassengrößen verkleinern und Turnlehrer einstellen. Manchmal ist es sinnvoller, ein Problem gesellschaftlich anzugehen, statt die Betroffenen zu Patienten zu machen. Dasselbe zeigt sich bei der posttraumatischen Belastungsstörung. Unter amerikanischen Soldaten ist PTBS zehnmal so häufig wie unter britischen – auch wenn beide Gruppen in der gleichen Region im Einsatz waren.

Wie erklären Sie sich diesen Unterschied?

In Grossbritannien erhalten die Soldaten nach ihrer Rückkehr aus Kriegsgebieten eine gute Übergangsbetreuung, mit dem Ergebnis, dass nur bei 2 Prozent von ihnen die Diagnose PTBS gestellt wird. In den USA werden die Soldaten in dieser Phase schlechter unterstützt, dafür erleichtert man ihnen den Zugang zu Fürsorgeleistungen. Dementsprechend beträgt die PTBS-Rate unter den US-Soldaten 20 Prozent. Ist eine medizinische Störung mit gewissen Vorteilen verbunden, steigen die Fallzahlen. So werden Phänomene medikalisiert, die man besser als soziale Probleme betrachten sollte.

Und was steckt hinter der Autismus-Epidemie?

Der Anteil von Menschen mit Autismus ist überall in der Welt dramatisch gestiegen. Diese Entwicklung hat teilweise damit zu tun, dass wir im DSM-4 das Asperger-Syndrom als mildere Form des Autismus aufnahmen. Damals dachten wir, die Autismus-Raten würden sich in der Folge verdreifachen. Tatsächlich haben sie in den USA um fast das Vierzigfache zugenommen. Im vergangenen Jahr hatte jeder 50. Amerikaner eine mehr oder weniger ausgeprägte Form von Autismus, bei den Südkoreanern ist jeder 38. betroffen.

Wie ist eine solche Entwicklung möglich?

Weist ein Schulkind in den USA die Diagnose Asperger-Syndrom auf, haben seine Eltern eher die Möglichkeit, es in eine kleinere Klasse versetzen zu lassen. Aber Autismus ist eine klinische und nicht eine bildungspolitische Diagnose. Entscheidungen in der Bildung sollten auf gesellschaftlicher Basis getroffen werden. Wir dürfen die Schule nicht medikalisieren. 2013 ist die neueste Version des Handbuchs zur Diagnose psychiatrischer Erkrankungen – das DSM-5 – erschienen, das Sie heftig kritisiert haben. Welche Krankheiten werden als neue Epidemien auftauchen? Auch Sie waren mit der Pharmaindustrie verbandelt, als Sie noch als Psychiater aktiv waren. Trauer wird zu einer klinischen Depression. Vergisst man ab und zu kleine Dinge, leidet man künftig unter einer leichten kognitiven Beeinträchtigung. Machen Sie sich Sorgen, weil Sie Krebs oder chronische Schmerzen haben, spricht man von einer Beeinträchtigung durch somatische Symptome.

Kinder mit heftigen Wutanfällen leiden unter einer neuen Form von Stimmungsstörung, der DMDD – eine Abkürzung für den englischen Ausdruck Disruptive Mood Dysregulation Disorder. Und wer völlig, hat eine Fresssucht.

Beeinflusst die Pharmaindustrie die Definition von neuen Krankheiten?

Das ist umstritten. Etwa die Hälfte der Fachleute, die am DSM-5 mitarbeiteten, haben eine Verbindung zur Pharmaindustrie. Trotzdem handeln sie nicht aus finanziellen Interessen. Ich kenne diese Wissenschaftler. Mit ihren neuen Diagnosen wollen sie wirklich Patienten helfen, aber sie sind irregeleitet durch einen intellektuellen Interessenkonflikt: Der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Absichten und schlechten, aber unbedachten Folgen. Wahrscheinlich würden die neuen Diagnosen in den Händen der Spezialisten funktionieren, aber sobald sie in die Welt gelangen und zu Marketingspielzeugen der Pharmaindustrie werden, geschieht weit mehr damit, als einmal die Absicht war. Der durchschnittliche Allgemeinpraktiker in den USA empfängt alle sieben Minuten einen Patienten und verfügt über relativ wenig Ausbildung in Psychiatrie. Solche Leute sind anfällig für die Empfehlungen von Pharmavertretern. Und man darf nicht vergessen, dass zumindest in den USA 80 Prozent aller psychiatrischen Medikamente durch Hausärzte verschrieben werden.

Nimmt die Pharmaindustrie ihre Verantwortung zu wenig wahr?

Alle psychiatrischen Medikamente wurden ursprünglich durch Zufall entdeckt. Spätere Entwicklungen wirkten nicht etwa besser, sondern hatten höchstens etwas andere Nebenwirkungen – manchmal leichtere, manchmal aber auch schwerere. Und wenn bestimmte Nebenwirkungen von den Menschen eher toleriert wurden, wurde die Industrie mit den entsprechenden Präparaten sehr reich.

Zum Beispiel?

Die neuen Antipsychotika führen zu immensen Gewichtszunahmen, doch für die Betroffenen ist das oft weniger schlimm als das Zittern und die Versteifungen, die mit der Einnahme der ersten Wirkstoffe dieser Medikamentenklasse verbunden waren.

Und dass die selektiven Serotonin-Wiederaufnahmehemmer (SSRI) zur Behandlung von Depressionen sexuelle Probleme auslösen können, ist für viele Patienten erträglicher als die schreckliche Mundtrockenheit oder die Verstopfungen nach dem Konsum der ersten Antidepressiva. Je leichter die Einnahme eines Medikaments ist, desto häufiger wird es auch verwendet.

Mit anderen Worten: Die Pharmaindustrie ist nicht wirklich daran interessiert, neue und bessere Wirkstoffe zur Behandlung von psychiatrischen Erkrankungen zu entwickeln.

Pharmafirmen kümmern sich nicht in erster Linie um das Wohl der Patienten, sondern sie dienen den Interessen ihrer Shareholder. Die grundlegende Funktion einer Pharmafirma besteht darin, Medikamente zum höchstmöglichen Profit an möglichst viele Menschen zu verkaufen. Ist der Medikamenten-Markt für Erwachsene übersättigt, besteht das nächste Ziel darin, den Markt für Kinder auszubauen. Ist auch dieser übersättigt, kommt die Reihe an den Markt für die alten Menschen in den Pflegeheimen. Medikamente lassen sich am besten verkaufen, wenn man die Leute davon überzeugt, dass sie unter einer bestimmten Störung leiden – und indem man die Messlatte für das senkt, was eine psychische Beeinträchtigung überhaupt ausmacht.

Auch Sie waren mit der Pharmaindustrie verbündet, als Sie noch als Psychiater aktiv waren.

Das stimmt. Wir erarbeiteten Richtlinien für die Praxis, die von Pharmafirmen finanziert wurden. Und in den universitären Abteilungen, wo ich tätig war, gab es immer umfangreiche Forschungsprojekte mit Geldern aus der Industrie.

Hatten Sie nie ein schlechtes Gefühl dabei?

Ich dachte, was wir machten, wäre sinnvoll. Wir erarbeiteten fachliche Kommentare zu den bestmöglichen Behandlungen, unsere Richtlinien erschienen mir vernünftig. Niemals versuchten die Firmen, unsere Arbeit zu beeinflussen, trotzdem würde ich mich im Rückblick nicht mehr darauf einlassen. Eigentlich dürfte die Industrie für die Medikamentenforschung gar nicht zuständig sein. Wenn Sie Autos zu beurteilen haben, dann fragen Sie auch nicht einen

Ford-Verkäufer, wie gut ein Ford ist. Das heutige System gibt den Pharmafirmen eine riesige Macht bei der Kontrolle von Daten aus klinischen Studien.

Immerhin gibt es Bestrebungen, alle Daten aus solchen Studien öffentlich zu machen.

Das ist ein erster, guter Schritt. Es mag idealistisch tönen, aber was wir wirklich brauchen, sind unabhängige Medikamententests. Heute haben die Pharmafirmen die Kontrolle über das Studiendesign und die Datenanalyse, das führt zu gewaltigen Verzerrungen. Stattdessen sollte man Finanzierung und Durchführung von Studien voneinander entkoppeln. Das könnte man machen, indem man die Industrie für Studien besteuert, wobei die Studien selbst durch unabhängige Wissenschaftler durchgeführt und analysiert würden.

Wenn Sie zurückschauen: Wo hat die Psychiatrie in den vergangenen hundert Jahren die grössten Fortschritte gemacht?

Es ist uns gelungen, eine Reihe sehr wirksamer medikamentöser Behandlungen zu etablieren, ebenso gibt es heute eine beachtliche Anzahl wirksamer Psychotherapien. Und schaut man die wissenschaftliche Literatur an, so kann man sagen, dass die Psychiatrie etwas mehr Fortschritte erzielt hat als die Medizin als ganze Disziplin.

Welche Herausforderungen stellen sich der Psychiatrie in der Zukunft?

Meiner Ansicht nach muss das Ziel der Psychiatrie sein, sich auf die bestmögliche Art um die bedürftigen Patienten zu kümmern. Wir sollten viel mehr Gelder ausgeben, um die wirklich kranken Menschen behandeln zu können – jene mit mittelschweren und gravierenden psychischen Störungen. Heute verwenden wir zu viele Ressourcen für Probleme, die das gar nicht verdient haben. In Europa mag das weniger ausgeprägt sein, aber in den USA wurden in den vergangenen fünfzig Jahren eine Million psychiatrischer Betten geschlossen. Statt psychisch kranke Menschen in der Gemeinschaft adäquat zu behandeln, werden sie in Gefängnissen weggesperrt, sobald sie straffällig werden. Diese Patienten werden auf eine barbarische Weise vernachlässigt.

Tag 3: Tarotgarten Niki de Saint Phalle



«Wir brauchen die
Kunst um das Leben
zu ertragen.»

Friedrich Nietzsche

Kunst und die Kraft der inneren Bilder

Symbolisierung, Kreativität und Kunst – Die Semiotik im Tarot und in der Kunst von Niki de Saint Phalle

- ⌚ Bitte kaufen Sie sich am Ende des Besuchs eine Karte des Tarotgartens.
- ⌚ Wählen Sie spontan eine aus, die Sie anspricht.
- ⌚ Lesen Sie folgenden Artikel

Einleitung und Kontext

Wie sind Symbolbildung und Symbolverwendung zu verstehen? Zunächst einmal soll die «Sprache der Symbole» bei Italo Calvino beschrieben werden. Bei der darauffolgenden themenzentrierten Darstellung erläutern wir die Lebensgeschichte und das Werk der berühmten Künstlerin Niki de Saint Phalle.

Das Tarot und Italo Calvino – oder: wenn die Sprache zu Stillstand führt

«Das einsam inmitten des Waldes gelegene Schloss ist hell erleuchtet. Müde von seiner langen Reise betritt der Fremde den Speisesaal. Er freut sich auf das Abendessen an der mit Kandelabern geschmückten Tafel, auf angenehme Unterhaltung mit den zahlreichen Gästen. Doch niemand spricht. Schweigend wird er zu seinem Platz geleitet, schweigend wird ihm sein Mahl serviert, schweigend der Wein kredenzt: Seinen Tischgenossen hat es die Sprache verschlagen. Ratlos sehen sie sich an, möchten sie sich doch all die vielen Erlebnisse erzählen, die ihnen auf der Seele brennen. Da legt der Schlossherr ein Kartenspiel auf den Tisch, ein Tarot mit goldenen Miniaturen. Und plötzlich scheinen die Karten zu sprechen: Sie berichten von den Abenteuern der Reisenden.» (Calvino 2007)

Italo Calvino benutzt im Buch meisterhaft das **narrative Potenzial der Tarot-Karten**. Die Karten bilden die zentrale Drehscheibe der Erzählung.

Dabei folgt er nicht einer für Tarot-Karten vorgegebenen Bedeutung, sondern lässt sich lediglich vom «Bild an sich» inspirieren. Sein Zugang zu den Karten ist also «phänomenologisch», es wird nicht gedeutet, sondern jedes Symbol erläutert sich selbst. Nebenbei sei erwähnt, dass auch die **Katathym Imaginative Psychotherapie (KIP)**¹ bei der Symbole eine dominante Rolle spielen, mit früh gestörten Menschen so arbeitet (Dieter 2002).

Der Ursprung der Tarot-Karten ist bis heute immer noch unklar. Einige Quellen weisen ihnen eine Herkunft aus Ägypten zu. Sie entstanden als Lerntafeln, um tradiertes Wissen zu verbreiten. Eine Legende erzählt, dass Thot, die Gottheit des Wissens und Schreibens, das gesamte Wissen in Bildern auf die Spielkarten zeichnete, um das Wissen über alle Menschenschichten hinweg zu verbreiten und es nicht mehr als Monopol einiger Auserwählten anzusehen. Andere Quellen sehen die Herkunft der Karten in den zweiundzwanzig Buchstaben des hebräischen Alphabets. Calvino bezieht sich auf zwei verschiedene Sätze Spielkarten in seinem Buch. Einer davon wurde für die Mailänder Herzogsfamilien Visconti und Sforza (spätgotische Zeit, um 1400) hergestellt. Diese Karten werden auch «Trionfikarten» genannt. Sie sind von Hand gemalt und teilweise mit Blattgold überzogen, gemalt von Bonifacio Bembo (1420–1480).

Die Marseille-Tarot-Karten stammen aus dem 16. Jahrhundert und wirken in ihrer Erscheinung schlicht und bescheiden. Die Tarot-Spielkarten bestehen aus 78 Karten, unterteilt in zwei Untergruppen: zweiundzwanzig Karten mit symbolträchtigen Figuren, wie die Sonne, der Mond, die Gerechtigkeit, der Narr, um nur einige zu nennen.

¹ Katathym Imaginative Psychotherapie (KIP) ist eine Psychotherapiemethode

Die weiteren sechsundfünfzig Karten sind in vier Trumpf-Motive eingeteilt, je nach Herkunftsland (Schwerter, Kelche, Stäbe, Münzen oder Blatt, Herz, Eichel, Schellen). Die Tarot-Karten wurden als Lern- und Spielkarten entwickelt. Erst nach dem 18. Jahrhundert wurden sie als divinatorische, d. h. weis-sagende Karten gebraucht. Erst dann erhielten sie die Bezeichnung «Arkana» (lat. arcanum, «Geheim-nis»). Calvino lässt in seinem Buch die Hauptdar-steller der Weltliteratur an einem Tisch sitzen, alle haben das Wort verloren. Der Ich-Erzähler, Calvino selbst, erzählt uns durch das Legen der Tarot-Kar-ten die verschiedenen dramatischen Abenteuer von Königen, Alchemisten, Gauklern, darunter König Lear, Hamlet, Faust oder Lady Macbeth, um nur einige zu nennen. Die Karten auf dem Tisch erzählen von den Schicksalen der stummen Gäste. Calvino ist von die-sem stummen Spiel angeregt und lässt die letzten verbliebenen Karten seine eigenen Abenteuer er-zählen. Jetzt sind die Karten gelegt und bilden eine Einheit, sie sind zusammen verknüpft, sie formen ein vollständiges semiotisches System. Calvino brauchte zwei Jahrzehnte, um dieses System aufzubauen. Dies bringt ihm eine weltweite akademische Aner-kenning und wurde als linguistisches semantisches Kunstwerk deklariert.

Was macht dieses Buch so spektakulär?

Es zeigt uns die Komplexität, die Vielschichtigkeit der Sprache der Symbole und gleichzeitig, wie wenige Bilder die Komplexität des menschlichen Daseins erleuchten können. Der narrative Diskurs wird dank der stark symbolisch verdichteten Bilder durch den Ich-Erzähler wieder in Gang gesetzt.

Im therapeutischen Setting der KIP, also im übertra-genen Sinne, ist der Patient vielleicht Hamlet oder Faust, die Patientin Angelica oder Lady Macbeth. Sie waren nicht mehr in der Lage, ihr Erlebtes zu bewäl-tigen, sie erstarrten, verloren ihre höchste Symbo-lisierungsfähigkeit, die Sprache. Sie befanden sich plötzlich in einer früheren regredierten präverbalen Phase, wo Bilder auf dem Hintergrund des primär-prozesshaften Denkens die sekundärprozesshafte Sprachfähigkeit ersetzen.

Die **formale Regression des Denkens** (Dieter 2002) führt dazu, dass aus Gedanken Bilder werden, um in Nachttrauminhalten oder Imaginationen ver-dichtet wieder dargestellt zu werden.

Danach können in einem therapeutischen geschütz-ten Kontext emotional besetzte Erzählungen werden. Somit ermöglichen die inneren entstandenen Bilder korrigierende emotionale Erfahrungen (Thomä und Kächele 2006). Dieser dialogische Prozess, äussere Bilder im Sinne eines Selbstfindungsprozesses mit inneren Repräsentanzen zu verknüpfen, ist eine Res-ource des therapeutischen Prozesses in der KIP. Wir kennen die Kraft der inneren Bilder, aber auch in maligner Form bei posttraumatischen Belastungs-störungen, wenn die Patienten durch **Intrusionen** dauernd davon belästigt werden. Innere Bilder sind aber modifizierbar, sie gehören zu einem vergangenen Ereignis. Somit können sie in der Gegenwart ent-schärft werden (Sachsse 2010).



Künstler geben uns die Mög-lichkeit, diese Phänomene zu verdeutlichen, wie etwa das berühmte Bild von Magritte **«Ce n'est pas une pipe»**.

Das Bild zeigt uns eine Pfeife, aber es ist keine, sondern eben nur eine bildhafte Darstellung davon. Das Kunstwerk ist ein menschliches Produkt, welches das Paradox des Lebens zum Ausdruck bringt. Das Spannungsfeld zwischen Gut und Böse, Liebe und Hass, Schönheit und Hässlichkeit mündet entweder in einer gelungenen Synthese, dem Kunstwerk, oder in einer schmerzhaften Synthese, dem psychischen Symptom. Der therapeutische Prozess versucht, das Schöpferische zu reaktivieren.

«Das Schloss, darin sich Schicksale kreuzen»

Hier zeigt Calvino diese hervorragende Fähigkeit. Der Autor schrieb seine Bücher zum grossen Teil in seinem Haus in Castiglione della Pescaia in der Toskana. Zehn Jahre nach dem Erscheinen seines Buches beginnt die Künstlerin Niki de Saint Phalle, ihren Tarot-Garten auch in der Toskana zu verwirk-lichen. Ihr Lebenswerk, wie sie selber zu sagen lieb-te. Wie Calvino erzählt auch Saint Phalle im Schutze des Geheimnisses («Arkana») des Tarot-Gartens ihre Lebensgeschichte, verarbeitet Schicksalsschläge und gibt malignen Bildern eine Form, rahmt sie ein und schafft die nötige Distanz, um nicht mehr von negativen Emotionen überflutet zu werden.

Niki de Saint Phalle

Künstlerin



Biografie

Niki de Saint Phalle wurde am 29. Oktober 1930 als Tochter eines französischen Aristokraten und Bankiers und einer wohlhabenden Amerikanerin geboren. Die 30er Jahre sind in der Finanzwelt bekannt als Zeit der Grossen Depression. Die Börse erlitt einen Crash, und als Folge gingen viele Geschäfte Bankrott. Der Vater verlor an der Börse das ganze Familienvermögen, konnte sich jedoch später finanziell wieder etablieren. Die Künstlerin bezeichnet sich selber als «Depressionsbaby», der historische Kontext ihrer Geburt prägt somit die Stimmung ihrer Umwelt.

«Wann beginnt man, ein Rebell zu sein? Im Mutterleib? Mit fünf? Mit zehn? Ich wurde 1930 geboren. Ein Depressionsbaby, (...) Sie weinte alles in die Schwangerschaft hinein. Ich fühlte diese Tränen. Später erzählte sie mir, alles sei meine Schuld; ich brachte Ärger.»
(in Niemeyer-Langer 2003)

Die Saint Phalle's gehörten zu einer der ältesten Adelsfamilien Frankreichs. Die ersten vier Jahre verbrachte Niki bei ihren Grosseltern, die sie unter sehr strengen Regeln im Sinne einer «**schwarzen Pädagogik**» erzogen. Als Niki zu ihren Eltern zurückkehrte, wurde ihr Leben noch schwieriger. Sie wurde von beiden Eltern geschlagen, und im Alter von knapp 12 Jahren erlitt sie mehrfach seitens ihres Vaters sexualisierte Gewalt. Sie konnte niemandem davon erzählen, erst im Alter von 64 Jahren im Buch «Mon Secret» (1994) erzählt sie in Form von Briefen an ihre Tochter über ihre traumatischen Erfahrungen.

«Der Sommer der Schlangen war es, als mein Vater, dieser Bankier, dieser Aristokrat, sein Geschlecht in meinen Mund steckte. Mit 20 gewöhnte ich mir an, auf meiner oberen Lippe herumzukauen (...) Ich trug meine Schande im Gesicht.»
(in Niemeyer-Langer 2003)

Der rebellische, unzählbare Charakter Nikis brachte ihr auch in der Schule grosse Ablehnung. Sie schrieb zu gewagte Theaterstücke, bemalte antike Statuen an den Genitalien, stahl, und wurde dadurch immer wieder ausgestossen und bestraft. Seit dem Kindesalter überlebte sie ihre Isolation, einen Liebesentzug und die Strafen. Dabei half ihr ihre reiche Phantasie: sie imaginierte eine Wundertruhe, versteckt unter ihrem Bett, genannt «**Magic Box**». Daraus entstanden magische Gestalten, die ihre Einsamkeit begleiteten und ihr halfen, überflutende Ängste zu bewältigen.

«Niemand ausser mir konnte diese Kiste sehen. Wenn niemand da war, öffnete ich sie, und alle Arten von aussergewöhnlich bunten Fischen, Geister und süss duftende Blumen fielen heraus. In diesem Kasten, der mir ganz allein gehörte, bewahrte ich meine ersten Gedichte und meine Träume von Grösse und Erfolg auf.» (in Niemeyer-Langer 2003)

Andererseits half dem unverständenen Mädchen die schwarze Familienköchin, die für Liebe und Zuwendung und körperliche Nähe sorgte. Mit 18 zog sie aus dem elterlichen Haus aus und verdiente ihr Geld als erfolgreiches Fotomodell. Sie lernte ihren zukünftigen Ehemann mit 20 kennen, den später bekannten Schriftsteller Harry Mathews, den sie kurz danach heiratete. Mit 21 bekam sie ihr erstes Kind, eine Tochter, und machte ihre ersten Versuche als Malerin. Mit 22 wurde sie wegen eines psychischen Zusammenbruchs in einer Klinik in Nizza hospitalisiert. Während dieses Aufenthalts entdeckte sie die heilende Kraft der Malerei. Mit 25 bekam sie ihr zweites Kind, und im gleichen Jahr lernte sie den Schweizer Künstler Jean Tinguely kennen, der eine zentrale Rolle in ihrem Leben spielen sollte. Mit 30 verliess sie ihren Ehemann und ihre Kinder, um sich ausschliesslich der Kunst zu widmen.

Attacken und Introjektion

«Eines Tages würde ich etwas Unverzeihliches tun. Das Schlimmste, was eine Frau tun kann. Ich würde meine Kinder für meine Arbeit verlassen. Ich würde mir selbst einen guten Grund geben, mich schuldig zu fühlen.»
(in Niemeyer-Langer 2003)

Als junge Künstlerin wurde Niki bekannt durch «Shooting»-Aktionen, und in der Folge wurde sie «Terroristin der Kunst» genannt. Sie schoss mit einem Gewehr auf weisse Gipsreliefs mit eingearbeiteten Farbbeuteln während der Vernissage.

Kunst-Attacke

Diese Schiessaktionen können als eine Identifikation mit dem Täter betrachtet werden, als Ausdruck einer manischen Abwehr, als eine gelungene Bewältigungsstrategie im Dienst der Abwehr einer Desintegration.

«Es war aufregend und sexy, aber auch tragisch (...) Wer war das Bild? Daddy? Alle Männer? Kleine Männer? Lange Männer? Fette Männer? Männer? Mein Bruder John? Oder war ich das Bild? Schoss ich auf mich selbst in einem Ritual, das es mir möglich machte, durch meine eigene Hand zu sterben und wiedergeboren zu werden? Ich war unsterblich!» (in Niemeyer-Langer 2003)



1963 schloss die Künstlerin mit dem grössten ihrer Schiessbilder, «King Kong», die Shooting-Phase ab. Sie verliess somit die **paranoid-schizoide Position**.

Es begann die Phase, in der sie erfolgreicher daran arbeitete, neue Bilder aufzubauen und nicht mehr nur zu zerstören. Allerdings waren die Bilder auffallend kitschig-kindlich und spiegelten die Suche nach einem neuen, zunächst noch adoleszenten Selbstbild wider, das aber immer noch deutliche Zeichen von Verletztheit trug. Danach gelang es ihr, mit Hilfe der Schöpfung der «Nana» ein lustvolles, frauengerechtes Selbstbild ins Leben zu rufen.

«Plötzlich war der Schmerz vorüber, ich stand da und machte Figuren der Freude (...) Ein neues Kapitel in meinem Leben begann und hiess Nana.»
(in Niemeyer-Langer 2003)

Die Künstlerin versuchte 1973 auf kreative Weise, die quälende negative **Introjektion** zu entschärfen und die hochambivalente Beziehung zum Vater anders zu besetzen und damit aushaltbar zu machen. Sie produzierte den Film «Daddy», der eher das Misslingen der Bearbeitung zeigt. Die Künstlerin stürzte in eine tiefe Krise, die sie an den Rand des Selbstmords brachte. Jean Tinguely brachte seine Frau ins Spital und organisierte danach ihre Genesung in einem Haus in der Nähe von St. Moritz. Der Trainer seines Freundes Jo Siffert übernahm die Aufgabe, die Kondition von Niki de Saint Phalle wieder in Ordnung zu bringen.

Il Giardino dei Tarocchi

Der Tarot-Garten in Capalbio



Der Garten ist in seiner Bedeutung eng mit der Entstehung der Kultur verbunden. Die Ziergärten sind ein menschlicher Versuch, die Kraft der Natur zu zähmen und die liebevolle Seite der Mutter Erde zu synthetisieren und zu zähmen.

Nachdem die Künstlerin so nah am Tod war, begann sie mit grosser Hingebung und Tatendrang das Werk ihres Lebens, den Tarot-Garten in Capalbio in der Maremma. Die Idee, einen Garten zu gestalten, hatte sie das erste Mal als 20-jährige Frau während eines Besuchs des «Parc Güell» von Gaudi in Barcelona. Saint Phalle erlebte im «Parc Güell» ein Gefühl der Freude, das ihr auch das Verständnis der künstlerischen Tätigkeit und deren Sinn offenbarte. Dank der Kunst bekommen Menschen die Möglichkeit, Gefühle zu erleben, zu verarbeiten, sich weiterzuentwickeln und zu entfalten. Die Kunst kann die Rolle des spiegelnden und auch fordernden Primär-objektsspielen, nicht nur für Kunstschaffende, sondern auch für Beobachter. Niki de Saint Phalle gelingt es in ihrem Tarot-Garten, die Mutter- und Vaterfigur in **benigne Introjekte** zu verwandeln.

Niki de Saint Phalle arbeitete fast zwanzig Jahre lang an ihrem Tarot-Garten. Die ersten Jahre über war sie intensiv an Ort und Stelle, danach wegen ihres instabilen Gesundheitszustandes öfters abwesend, besuchte jeweils nur kurz den Garten.

Die Mutter

Die Kaiserin oder die Sphinx ist die erste Skulptur, die für den Garten geschaffen wurde. Die schwarze Skulptur erinnert an die schwarze Köchin ihrer Kindheit, die ihr schützenden, wärmenden Raum gab. Tatsächlich ist die schwarze Sphinx bewohnbar, die Künstlerin verbrachte zwei Jahre in diesem Gehäuse. Von da gestaltete und organisierte sie den Aufbau der weiteren Skulpturen zusammen mit einem ganzen Team von Handwerkern, Künstlern und Freunden. Diese Zeit hatte für die Künstlerin die Bedeutung eines positiven und konstruktiven Familienlebens. Dank ihrer intensiven Auseinandersetzung mit Mythen, Symbolen und den daraus entstandenen Werken gelang es ihr, einen positiv besetzten weiblichen Lebensraum zu gestalten.

«Ich wollte eine neue Mutter erfinden, eine Muttergöttin und in ihr wiedergeboren werden.»
(in Niemeyer-Langer 2003)



Die Vaterfigur im Tarot-Garten und ihre Metamorphosen



Im Hof der Sphinx findet man zwei Werke, die stark an die Shooting-Zeiten erinnern. Reliefs mit konkaver und konvexer Oberfläche sind die einzigen Darstellungen im ganzen Garten, die einen weissen Hintergrund haben und mit blutroten Flecken bespritzt sind. Das erste Bild ist meiner Meinung nach eine Darstellung des Vaters, bei der unklar bleibt, ob er ein Mann ist, dem das Herz ausgerissen wurde oder ein Mann, der jemand anderem das Herz ausgerissen hat, d. h. ob er Täter oder Opfer ist.

Vis-à-vis des Vaterbildes ist ein doppeltes Drachenbild zu erkennen. Ein weisser, mit Blut bespritzter Drache in konkaver Reliefform wird zu einem bunten, etwas furchterregenden Drachen in konvexer Reliefform. Eine gelungene **Metamorphose** hat stattgefunden.

Niki de Saint Phalle gelingt hiermit eine Transformation des Schrecklichen in etwas Erträgliches, das formell in die anderen Figuren im Garten integriert ist. Die Möglichkeit, maligne Bilder zu verändern, verbessert sich immer mehr.

Symbolik

Präsentative und diskursive Symbolik

Unter präsentativer Symbolik wird in Anlehnung an die philosophische Schule von Ernst Cassirer (Langer 1965) die Fähigkeit der Psyche verstanden, innere Bilder «vorzuzeigen» und wie ein Geschenk («Präsent») zu externalisieren. Auf Grund eines phänomenologischen Zugangs wird auf «Interpretationen» weitgehend verzichtet. Die Symbole sprechen für sich selbst. In der vorliegenden Arbeit geht es im «Tarot-Schloss» Calvino um die Notwendigkeit, sich mit Hilfe einer präsentativen Symbolik auszudrücken, weil es zu einem Sprachverlust gekommen ist. Der Autor, Italo Calvino, leiht den Figuren in dieser Phase seine eigene Sprache und beginnt damit den Übergang zur diskursiven Symbolik. Dieser Prozess findet in der KIP immer wieder statt. Die diskursive, sprachlich vermittelte Symbolik ist unverzichtbar für die Bildung von Metaphern und Narrativen.

Präsentative und diskursive Symbolik

greifen immer ineinander und bilden kein wirkliches Gegensatzpaar. Für den KIP-Therapeuten ist es ungewöhnlich zu erspüren, wann ein frühgestörter Patient mit «Deutungen» überfordert ist und angewiesen auf den Schutz seiner verschlüsselten inneren Welt von präsentierbaren Bildern. Niki de Saint Phalle war über weite Strecken ihres Lebens in ihrer Kunst «handlungsorientiert» (vgl. v. a. Shooting-Aktionen) und «präsentierte» ihre innere Situation völlig anders als in ihren späteren Schaffensphasen, als sie z. B. «bewohnbare» Externalisierungen ihrer wichtigen inneren Objekte herstellte. Die fortschreitende Symbolisierungsfähigkeit zeigte sich bei Niki de Saint Phalle im Umgang mit Mosaiken. Nachdem sie durch ihr Shooting Scherben produziert hatte (d. h. Fragmentierung), ging es ihr später sehr stark um das «Zusammenfügen» (Symbol, vom griech. «symballein» zusammenfügen). Zu dieser Thematik soll an dieser Stelle ein ausgewähltes Kunstwerk genügen.

Das Ringen zwischen Zerstörung und Wiedergutmachung

Es geht speziell um ein beständiges Ringen um die depressive Position, d. h. um das Erleben von Schuld (Verlassen ihrer eigenen Kinder). Die Shooting-Aktionen sind eindeutig durch das Überwiegen von Aggression geprägt, während es Niki später immer mehr gelang, Schuldgefühle zu entwickeln (v. a. ihren Kindern gegenüber) und ihre gewachsenen Objektbeziehungen auch in ihrer Kunst auszudrücken. Die Mutter- und Vater-Darstellungen zeugen davon. Der Vater bleibt in seiner Bedeutung ambivalent, verständlich auf Grund der Traumatisierung des Kindes Niki durch ihn. Berührend ist es zu erleben, wie sie dennoch versucht, ein ganzes Objekt zu schaffen und damit immer wieder Spaltungen zu überwinden, d. h. auch ihre Symbolisierungsfähigkeit trotz traumatischer Erfahrung immer weiter zu entwickeln.

Niki de Saint Phalle bleibt in der Kunstszene des 20. Jahrhunderts auch durch ihre «extremen» Persönlichkeitszüge eine prägende Figur, an deren Schicksal sich die Bedeutung der Symbolik in der Kunst sehr eindrucksvoll zeigen lässt.

Bis heute ist ein Besuch des Giardino dei Tarocchi ein besonderes Erlebnis, das den Besucher in die inneren Auseinandersetzungen der Künstlerin einbezieht. Ein Besuch ist ausgesprochen lohnenswert, auch wenn man keine psychoanalytischen Fragestellungen verfolgt.

☞ Im Text sind wichtige Begriffe farblich hervorgehoben. Was verstehen Sie unter diesen Begriffen?

☞ Beantworten Sie die Fragen im ANHANG I.



Die 22 Arkana von Tarotkarten (Wikipedia)

O: Der Narr – il Matto

Unbeschwertheit, Sorglosigkeit, Leichtigkeit, Leichtsinnigkeit, Lebendigkeit, Lebenslust, Unbefangenheit

I: Der Magier – il Mago

Meisterung und gute Handhabung aller Energien, Verbindung zwischen Ideenwelt und Realität, Ausgewogenheit, Klarheit, Ideen und schöpferische Kraft

II: Die Hohepriesterin – la Papessa

Intuition, beide Seiten einer Situation sehen oder sich ansehen müssen, Klärung der Situation und deren Vergangenheit, auch Klugheit und Umsicht

III: Die Herrscherin – l'Imperatrice

Innere Kraft und Stärke, Selbstvertrauen und Verantwortungsbewusstsein, innerer Reichtum, Fruchtbarkeit, Durchsetzungskraft

IV: Der Herrscher – l'Imperatore

Äussere Kraft und Stärke, Selbstbeherrschung und -kontrolle, Wille, Stabilität

V: Der Hierophant – il Papa

Religiösität, Güte, Gnade, Beistand höherer Macht, erfahrener Rat, Lehre

VI: Die Liebenden – gli Amanti

Innige Verbindung, Liebe im höchsten Ausmaß, eine harmonische Liebesbeziehung, starke Verbundenheit, Leidenschaft, Anziehungskraft, Reiz.

VII: Der Wagen – il Carro

Erfolg trotz derzeitiger Stagnation, Suche nach dem rechten Weg, Ausruhen nach dem Erfolg, Entscheidungsnotwendigkeit, Triumph, errungener Sieg

VIII: Die Gerechtigkeit – la Giustizia

Fairness, Verantwortlichkeit, Regelung von öffentlichen Angelegenheiten, Gerechtigkeit, Richterspruch (auch im eigenen Inneren)

IX: Der Eremit – l'Eremita

Suche nach dem eigenen Lebensweg, Isolation und Resignation, Distanz, Abgeschlossenheit, Weisheit, Einsamkeit, Reifezeit

X: Das Rad des Schicksals – la Ruota della fortuna

Das Leben geht immer weiter, Schicksal, grösserer Erkenntnisprozess, Wechsel, Auflösung alter Erblasten, einschneidende Veränderungen.

XI: Die Kraft – la Forza

Grosse Kraft und Stärke, Mut, Energiereserven, innere geistige Kraft, Selbstvertrauen, gute körperliche Konstitution u.a.

XII: Der Gehängte – l'Appeso

Ruhephase, Verzicht, Rückzug aus dem aktiven Leben, Unterwerfung, Verschnaufpause, Überdenken der eigenen Situation, gedankliche Bindung.

XIII: Der Tod – la Morte

Transformatorischer Prozess, großer, tiefgreifender Loslösungsprozess, Verlust, Loslösung von alten Bindungen

XIV: Die Mässigkeit – la Temperanza

im Fluss sein, guter, gemäßigter Energiehaushalt, Geduld, Gleichklang der Energien, Ausgewogenheit, Abwägen der Prioritäten

XV: Der Teufel – il Diavolo

Abhängigkeit, feste Grenzen, das Negative überwiegt, Versuchung, an die Materie geschmiedet

XVI: Der Turm – la Torre

Drastische Veränderungen, Zusammenbruch des Egos, alte Systeme stürzen ein, Auseinandersetzung, innere Unruhe, Durchleben von stürmischen Zeiten

XVII: Der Stern – la Stella

Offenheit, Klarheit der Gefühle, Bereitschaft zur Aufnahme von kosmischen Energien, Erfüllung, Hoffnung, eine kleine Erleuchtung

XVIII: Der Mond – la Luna

Das Erwachen der Gefühle, Grenzen müssen überschritten werden, intuitives Verständnis, kontinuierlicher Wandel, den jetzigen Weg weitergehen

XIX: Die Sonne – il Sole

Beachtung des inneren Kindes, große Offenheit, Reinheit, Zufriedenheit, Problembereinigung, Selbstbestätigung, Liebe zu sich selbst

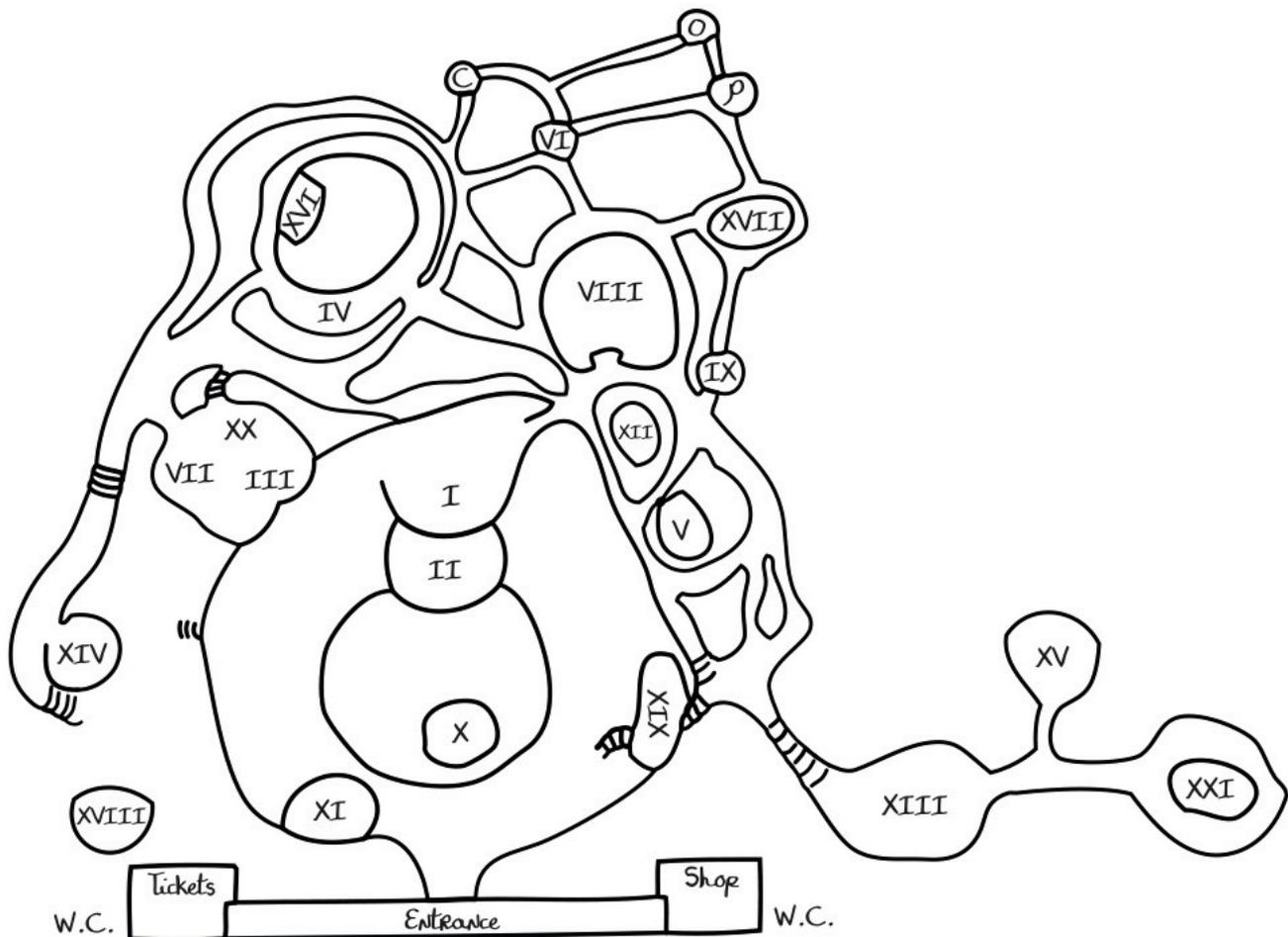
XX: Das Gericht – il Giudizio

Auferstehung, Neubeginn, das Hören auf innere und äussere Botschaften, Beginn einer neuen Phase, Wiederkehr, das Ende von Leidenszeiten steht bevor

XXI: Die Welt – il Mondo

Entfaltung der Persönlichkeit, Erreichen eines wichtigsten Zieles, starke Selbsterkenntnis, das Gefühl, alles zu haben, was notwendig ist, Erfüllung, innere Freiheit, Entfaltungsmöglichkeiten eröffnen sich, Selbstaussdruck

Situationsplan



- | | | | |
|------|--|-------|-------------------------------|
| O | Der Narr – il Matto | XI | Die Kraft – la Forza |
| I | Der Magier – il Mago | XII | Der Gehängte – l'Appeso |
| II | Die Hohepriesterin – la Papessa | XIII | Der Tod – la Morte |
| III | Die Herrscherin – l'Imperatrice | XIV | Die Mäßigkeit – la Temperanza |
| IV | Der Herrscher – l'Imperatore | XV | Der Teufel – il Diavolo |
| V | Der Hierophant – il Papa | XVI | Der Turm – la Torre |
| VI | Die Liebenden – gli Amanti | XVII | Der Stern – la Stella |
| VII | Der Wagen – il Carro | XVIII | Der Mond – la Luna |
| VIII | Die Gerechtigkeit – la Giustizia | XIX | Die Sonne – il Sole |
| IX | Der Eremit – l'Eremita | XX | Das Gericht – il Giudizio |
| X | Das Rad des Schicksals –
la Ruota della fortuna | XXI | Die Welt – il Mondo |

Literaturverzeichnis

- Benini, A. (2009): *Che cosa sono io. Il cervello alla ricerca di se stesso*. Milano Garzanti
- Buchholz, M. B. (2011): *Körper sprechen. Wie wir Bilder sehen, wenn wir Worte hören*. Vortrag beim 12. Int. Kongress der ÖGATAP in Goldegg.
- Calvino, I. (1973): *Das Schloss, darin sich Schicksale kreuzen*. Dt. 1978. München: dtv
- Cassirer, E. (1929): *Die Philosophie der symbolischen Formen*. 3 Bd. 1923 – 1929. Leipzig: S. Fischer
- De Saint Phalle, N. (1994): *Mon secret*. Paris: Edition de la différence.
- De Saint Phalle, N. (1999): *Traces. Une autobiographie. Remembering 1930 – 1949*. Paris: Editions Atacos.
- Dieter, W. (2002): *Wir brauchen die Kunst, um das Leben zu ertragen*. *Imagination*, Heft 2/2002. Wien: Facultas
- Dieter, W. (2006): *Explizite und implizite KIP-Behandlungstechnik*. *Imagination*, Heft 1/2006. Wien: Facultas
- Freud, S. (1930): *Das Unbehagen in der Kultur*. GW, Bd. 14. Frankfurt a. M.: S. Fischer
- Haas, E. Th. (2002): *Und Freud hat doch Recht. Die Entstehung der Kultur durch die Transformation der Gewalt*. Giessen: Psychosozial
- Kohut, H. (1977): *Die Heilung des Selbst*. Dt. 1979. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Langer, S. (1965): *Philosophie auf neuem Weg*. Frankfurt a. M.: S. Fischer
- Leuzinger-Bohleber, M., Koukkou, M., Mertens, W. (1998): *Erinnerung von Wirklichkeiten*. Bd. 2. Stuttgart: Verlag Int. Psychoanalyse
- Lorenzer, A. (1970): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Lorenzer, A. (2002): *Die Sprache, der Sinn, das Unbewusste*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Niemeyer-Langer, S. (2003): *Der kreative Dialog der Künstlerin Niki de Saint Phalle*. Gießen: Psychosozial.
- Sachsse, U. (2010): *Katathym Imaginative Psychotherapie als traumazentrierte Behandlung*. In: Kottje-Birnbacher, L., Sachsse, U., Wilke, E. (Hrsg): *Psychotherapie mit Imaginationen*. Bern: Huber
- Storch, M. Cantieni B., Hüther G., Tschacher W. (2006): *Embodiment*. Bern: Huber
- Thomä, H., Kächele, H. (2006): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*. 5. Aufl. Heidelberg: Springer
- Ullmann, H. (2011): *Zum Sinn und Unsinn von Metaphern in der Psychotherapie. Möglichkeitsräume des Symboldramas*. Vortrag beim 12. Int. Kongress der ÖGATAP in Goldegg.
- Von Matt, P. (2010): *Eros – Inspiration der Künste*. Vortrag beim Luzern-Festival «Sinnlichkeit und Sinn», 2010.
- Wittgenstein, L. (1921): *Tractatus Logico-Philosophicus*. Zitat nach Grayling, H. (2003): Wittgenstein. Freiburg i. Br.: Herder
- Zeki, S. (2010): *Glanz und Elend des Gehirns*. München: Reinhardt

Tag 4: Internationalisierung



**«Bildung ist Urteilskraft,
die zwischen dem,
was wir wissen, und dem,
was wir wollen, operiert.
Auch darin erweist sie
sich als Geschwister der
Vernunft.»**

Jürgen Mittelstrass

Besuch der Partneruniversität Roma Tre

Internationalisierung und interkulturelles Lernen



- Übung: schreiben Sie beliebig eine Seite über eine Ecke in Rom. Nutzen Sie dies als Reflexionsübung.
- Lassen Sie sich an diesem Tag frei inspirieren.

«Was nützt mir Literatur? – Sehr viel»

NZZ am Sonntag: Interview vom 2. Februar 2014 mit Drew Faust



Foto: Tanja Demarmels

Drew Faust ist seit dem 1. Juli 2007 28. Präsident der Harvard-Universität als Nachfolgerin von Lawrence Summers. Sie ist nicht nur der erste weibliche Präsident in der langen Geschichte der Universität, sondern auch seit 1672 die erste, die keinen Abschluss in Harvard gemacht hat. Ihr Forschungsgebiet ist die Geschichte des amerikanischen Südens, insbesondere des Sezessionskrieges. Für ihre Veröffentlichung *Mothers of Invention: Women of the Slaveholding South in the American Civil War* erhielt sie 1997 den «Francis Parkman Prize» der Society of American Historians. Geisteswissenschaften werden als wirtschaftlich nutzlos verhöhnt. Die Ehrenrettung kommt von höchster Stelle. Drew Faust, Präsidentin der mächtigen Universität Harvard, sagt: Ohne Fächer wie Literatur und Geschichte gibt es keinen Fortschritt.

Michael Furger NZZ am Sonntag:
Wofür sind Geisteswissenschaften gut?

Drew Faust:
Sie lehren uns, die richtigen Fragen zu stellen.

Und wie lauten die richtigen Fragen?
Zum Beispiel «Wer sind wir?» oder «Wie leben wir?»

Wieso sind das die richtigen Fragen?
Sie helfen uns, die Welt zu verstehen.

Universitäten und Staaten als ihre Geldgeber interessieren sich allerdings immer weniger für solche Fragen, sondern fokussieren auf wirtschaftlich «nützliche» Fächer wie Wirtschaft oder Naturwissenschaften.

Das ist keine gute Idee. Natürlich hat universitäre Bildung starken Einfluss auf die Wirtschaft. Einerseits auf den Lohn und die Karriere des Einzelnen. Andererseits ist Wissen der grösste Treiber von wirtschaftlichem Wachstum. Doch Hochschulbildung nur als Wachstumsmaschine zu betrachten, ist gefährlich. Es führt dazu, dass wir Bereiche abwerten, die keinen direkten Gewinn abwerfen oder kein konkretes Problem lösen. Die Wirkung von Universitäten geht darüber hinaus. Die Welt verändert sich schnell. Wir brauchen Menschen, die sich vorstellen können, wie die Zukunft aussieht.

Und das sollen die Geisteswissenschaftler sein?
Ja, um sich ein Leben vorstellen zu können, das anders ist als unser Leben jetzt, muss man wissen, dass das Leben früher anders war und dass das Leben woanders auf der Erde anders ist als bei uns. Geisteswissenschaften schaffen dieses Bewusstsein. Sie sagen uns, wer wir sind und wie wir leben. Erst wenn wir das wissen, können wir uns vorstellen, was anders sein könnte und wie wir etwas verändern können. Die Fähigkeit, die Welt zu analysieren, ist entscheidend, um die Welt zu verbessern.

Sind solche Fähigkeiten wirtschaftlich nutzbar?
Für die Wirtschaft sind Innovationen wichtig. Wer innovativ sein, also etwas Neues erfinden will, muss in der Lage sein, sich eine andere Welt vorzustellen. Er muss eine Vorstellung von der Zukunft haben, und das ist nur möglich, wenn er eine Vorstellung von der Vergangenheit hat.

Innovation hat doch vor allem mit Kreativität zu tun. Und die ist einem gegeben oder nicht.

Woher kommt denn Kreativität? Aus uns selbst? Nein. Die Maschine unserer Vorstellungskraft braucht Treibstoff. Wenn wir nichts anderes kennen als uns selbst und unser eigenes Leben, ist Kreativität nicht möglich. Ein anderes Beispiel: Die Geisteswissenschaften befähigen uns, mit Menschen aus anderen Ländern und anderen Kulturen zusammenzuarbeiten. Wie schaffe ich es, dass Menschen, die anders sind als ich, mit mir ins Geschäft kommen oder mit mir eine politische Lösung erreichen? Das sind entscheidende Fähigkeiten in unserer Zeit.

Nehmen wir ein konkretes Beispiel: Literatur. Hat Literatur einen ökonomischen Nutzen?

Literatur erlaubt uns, in die Köpfe anderer Menschen zu sehen und zu verstehen, wie sie die Welt sehen. Ich habe gerade den Roman «The Lowland» von Jhumpa Lahiri gelesen. Er erzählt die Geschichte einer indischen Familie, die in die USA ausgewandert ist. Es geht um die Perspektiven, Erwartungen und Hoffnungen dieser Menschen. Was nützt mir dieses Buch? Was nützt mir Literatur? Sehr viel. Nach Harvard kommen Professoren aus Indien. Sie kommen in eine andere Welt. Meine Aufgabe ist es, sie zu verstehen und alles zu tun, damit sie sich wohl fühlen. Wenn ich etwas über das Leben in Indien und die Perspektive der Menschen weiss, hilft mir das.

Was nützt uns Geschichte?

Ich werde oft gefragt: Was hat dich als Historikerin dazu gebracht, Präsidentin von Harvard zu werden? eine Antwort heisst: Geschichte handelt von Veränderungen. Von den Folgen von Veränderungen, von Menschen, die sich verändern, von Menschen, die sich gegen Veränderungen wehren. Als Historikerin weiss ich also ziemlich viel über Veränderungen. Damit kann ich Menschen helfen, Veränderungen anzunehmen. Oder ich kann besser verstehen, warum sie eine Veränderung nicht mitmachen wollen. Ich kenne die Materie. Das hilft mir, meinen Job besser zu machen.

Geisteswissenschaften vermitteln also Managementkompetenz?

Die entscheidende Fähigkeit, die uns die Geisteswissenschaften lehren, ist, etwas zu interpretieren, etwas einen Sinn zu geben. Wir werden heute mit Informationen bombardiert. Aber wie trennen wir die wertvollen von den unnützen? Es geht in unserer Welt eben nicht nur um Fakten, sondern auch darum, was sie bedeuten.

Das Problem ist allerdings, dass in den USA und in anderen Ländern das Interesse der Studierenden an Geisteswissenschaften stark abnimmt.

Ja, das ist die Folge des finanziellen Drucks, unter den vielen Haushalte in den letzten Jahren geraten sind. Die Studierenden und die Familien befürchten, keine Jobs zu bekommen mit einem geisteswissenschaftlichen Studium. Diese Ängste sind völlig verständlich.

Und was tun Sie dagegen?

Wir sollten mehr über die Werte der Geisteswissenschaften sprechen. Wenn wir Studienfächer nur daran messen, wie hoch der Einstiegslohn nach dem Studium ist, dann werden die Studierenden darauf fokussieren. Aber wenn wir ihnen klarmachen, dass wir in Zukunft Menschen brauchen mit kulturellem und historischem Verständnis, um die kommenden Probleme zu lösen, dann werden die Studenten darauf reagieren.

Glauben Sie, mit diesem Argument lasse sich die Angst vor der Arbeitslosigkeit zerstreuen?

Wir müssen den Studenten auch klarmachen, dass es das Kerngeschäft von Universitäten ist, Menschen so auszubilden, dass sie beruflich erfolgreich sind. Ja, Universitäten generieren wirtschaftliches Wachstum. Aber Wachstum und technologischer Fortschritt sind nicht der einzige Zweck einer Uni. Wir sind auch dafür da, um das menschliche Bedürfnis zu stillen, die Welt zu verstehen.

Die Studenten plagen nicht nur Ängste um ihre Jobs, sondern auch steigende Studiengebühren. Viele Studierende sind hoch verschuldet, manche sehen wegen der Kosten von einem Studium ab. Die Hochschulbildung in den USA ist in der Krise. Die Kosten der Hochschulbildung sind ein Problem. Wir haben in Harvard unsere Programme für finanzielle Unterstützung von Studierenden massiv ausgebaut. Familien mit einem jährlichen Einkommen von unter 65 000 Dollar sind von allen Gebühren befreit. Problematisch ist aber vor allem die Situation an öffentlichen Hochschulen. Sie mussten zum Teil dramatische Budgetkürzungen hinnehmen, bis zu 25 Prozent innert weniger Jahre. Wir mussten in den letzten Jahren immer wieder darauf aufmerksam machen, dass Hochschulbildung ein öffentliches Gut ist. Was mir grosse Sorgen macht, ist, dass auch die staatlichen Investitionen in die Forschungsgelder zurückgegangen sind.

Was sind die wirtschaftlichen Folgen?

Wir schaden uns selbst. Ich erwarte, dass die nächsten Generationen von Studierenden schlechter ausgebildet sein werden. In der Forschung sind die Kürzungen eine Tragödie. Es gäbe beispielsweise in den Naturwissenschaften so viel zu entdecken und so viel zu tun, was unser Leben verbessern würde. Die Sparmassnahmen werden eine spürbare Wirkung auf die amerikanische Wirtschaft haben. Es ist paradox. Wir feiern die Wissensgesellschaft als Motor für wirtschaftliches Wachstum, und gleichzeitig zerstören wir das Fundament dieser Gesellschaft.

Frau im Männerklub

Sie gehört laut dem Wirtschaftsmagazin «Forbes» zu den 50 mächtigsten Frauen der Welt. Drew Faust leitet seit sieben Jahren die Elite-Universität Harvard mit 20 000 Studierenden und 10 000 Mitarbeitern.

Faust kam unter turbulenten Umständen ins Amt. Ihr Vorgänger, der Starökonom und frühere US-Finanzminister Larry Summers, hatte sich mit der Aussage in die Nesseln gesetzt, Frauen seien genetisch weniger geeignet für Naturwissenschaften. Summers musste gehen. Der Boden war bereitet, dass erstmals in der fast 400-jährigen Geschichte von Harvard eine Frau zur Präsidentin gewählt werden konnte. Faust, Dekanin und Professorin für Geschichte, hatte damals den Ruf einer knallharten Reformerin. Sie trug den Übernamen «Kettensäge»-Drew.

Die 66-jährige Historikerin gilt als Koryphäe für den amerikanischen Bürgerkrieg, ihre Bücher sind preisgekrönt. Als Dozentin wurde sie mehrmals ausgezeichnet. Im Jahr 1981 – lange bevor Vorlesungen übers Internet verbreitet wurden – erwies sich Faust als Pionierin in diesem Bereich. Vor der Niederkunft mit ihrer Tochter nahm die Professorin ihre Geschichtsvorlesung auf Video auf und liess sie in der Zeit ihres Wochenbetts abspielen. Heute gehört Harvard zu den führenden Hochschulen für sogenannte «massive open online courses» (MOOC) – Multimedia-Universitäts-Kurse übers Internet, die für alle zugänglich sind. (fur.)

Raum für Notizen

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

Angewandte Psychologie

Pfingstweidstrasse 96
Postfach
CH-8037 Zürich

Telefon +41 58 934 83 10

Fax +41 58 935 83 10

E-Mail info.psychologie@zhaw.ch

Web www.zhaw.ch/psychologie